
Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Sonderheft:

„Schweiz“

- Sarasin : Psychoanalyse in der Schweiz
Kielholz : Tell und Parricida
Pfister : Analyse eines Buddhisten
Behn-Eschenburg : Ferdinand Hodlers Parallelismus
Zulliger : Teufelsdreck, die Arznei
Blum : Symbolik des Raben

Sigmund Freuds 75. Geburtstag

Preis des Heftes Mark 2.- (schweiz. Frk. 2.50)

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1931 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jahrgang 1929 und II. Jahrgang 1930) können zum
Preise von je M. 3'20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

III. Jahrgang

Julius August 1931

Heft 4

Die Psychoanalyse in der Schweiz

Der XII. Kongreß der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung wird in Interlaken stattfinden. Es wird der erste internationale psychoanalytische Kongreß, der auf Schweizer Boden stattfindet. Aus diesem Anlaß hat die „Psychoanalytische Bewegung“ das vorliegende Heft zur Gänze Schweizer Autoren eingeräumt. Den Präsidenten der „Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse“ forderten wir auf, das Geleitwort zu diesem Heft zu schreiben.

Der Herausgeber

Seit dem Erscheinen von Freuds „Traumdeutung“ hat die Psychoanalyse nicht aufgehört, in der Schweiz Interesse zu wecken, wie ein Ferment, das einem Stoffe beigemischt wird und diesen in Gärung erhält. Es ist eine anziehende Aufgabe, diesen Prozeß zu verfolgen und den Erscheinungen nachzugehen, die die Freudschen Ideen im Gebiete der schweizerischen Eidgenossenschaft hervorgerufen haben.

Die Schweiz bildet bekanntlich ein Europa im Kleinen mit allen Auswirkungen einzelner Partikularitäten, die ihre Selbständigkeit eifersüchtig gegeneinander zu bewahren suchen. Und doch wirkt sie nach außen einheitlich im Gesamtchorus des europäischen Völkerkonzertes.

Mit seltenem Scharfblick wußte Otto Spieß die Rolle der Schweizer zu fassen, die sie während der letzten dreihundert Jahre in der Wissenschaft gespielt haben. In einer Biographie



über Leonhard Euler sagt er in trefflicher Weise: „Die ganz großen, epochemachenden Ideen sind nie von der Schweiz ausgegangen. Aber die Schweiz hat stets, sobald ein neues Prinzip die Welt in zwei Lager teilte, dieses Prinzip mit urwüchsiger Eigenart aufgegriffen und als ebenbürtiger Mitstreiter zur Geltung gebracht. Mit Recht — fährt er fort — werden diese Schweizer Gelehrten mit den alten Reisläufnern verglichen, denen die enge Heimat zu wenig Raum bot zur Entfaltung der unbändigen Kräfte.“ So bemächtigten sich die Schweizer Bernoulli, Euler und andere mit seltener Gewalt der Grundideen der Infinitesimalrechnung eines Leibniz und Newton und bildeten ihre eigene Schule.

Es ist vielleicht eine Überhebung, diesen schweizerischen Anteil an der Frühblüte der abendländischen Mathematik mit unserer Mitarbeit an der Psychoanalyse zu vergleichen. Und doch war es eine hohe Zeit, als die Arbeiten Freuds an der Zürcher Klinik Burghölzli mit jugendlicher Entdeckerfreude aufgenommen und in fruchtbarer Weise angewandt wurden. Eine große Zahl begabter Forscher kamen dort zusammen, von denen ich nur einige Namen nenne: Abraham, Eitingon, Riklin und andere. Es war eine Zeit, wovon man uns Jüngeren wie von längst entschwundenen Tagen zu erzählen weiß, und aus der dann die klassische Arbeit von Bleulers Monographie über die *Dementia praecox* in Aschaffenburgs Handbuch der Psychiatrie hervorgegangen ist, in dessen Einleitung Bleuler sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Ein wichtiger Teil des Versuches, die Pathologie weiter auszubauen, ist nichts als die Anwendung der Ideen Freuds auf die *Dementia praecox*. — Zu danken habe ich ferner meinen Mitarbeitern im Burghölzli, ich nenne nur Riklin, Abraham und vor allem Jung.“

Die Mitarbeit der Schweizer in der psychoanalytischen Frühperiode spiegelt das „Jahrbuch für Psychoanalyse“ wider, das in seinem größten Teile von 1909 bis 1914 von Freud und Bleuler

herausgegeben und von Jung redigiert worden war. Von rund 100 Arbeiten stammen 35 aus der Feder von Schweizer Autoren, von denen ich außer den bereits genannten noch Binswanger, Bertschinger und Pfister nennen möchte.

Die Kriegsjahre brachten auch hier einen Stillstand. Aber kaum ließ uns die Kriegsfurie zu Atem kommen, so bildete sich ein neuer Kreis. Und es war ein bedeutsamer Abend, an dem sich schweizerische Analytiker mit Gästen aus den eben noch entzweiten Kriegsländern zu wissenschaftlicher Arbeit mit Oberholzer zusammenfanden.

Trotz lebhaften Auseinandersetzungen macht sich in der schweizerischen psychoanalytischen Bewegung doch eine gewisse Stetigkeit geltend, die schließlich auch darin zum Ausdruck kommt, daß unsere heutige Vereinigung, die jetzt die Genugtuung hat, die „Internationale Psychoanalytische Vereinigung“ zum XII. internationalen Kongreß demnächst in ihrem Lande begrüßen zu dürfen, Mitglieder führt, die bereits damals, in den ersten Blütentagen der Psychoanalyse, der „Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung“ angehörten. Ich nenne die Namen: Binswanger, Fürst, Pfister und Schneider.

Besondere Früchte zeitigten die Schweizer in der Anwendung der Psychoanalyse auf die verschiedensten Gebiete geistigen und sozialen Lebens. In der Psychiatrie, von der wir bereits gesprochen haben, weiß Kielholz die Tradition zu wahren. Pfister bahnte neue Wege in der Seelsorge und Pädagogik und bald öffnete sich ein weites Feld in Erziehung und Schule, worin sich Schneider und Zulliger hervortun.

Die folgenden Arbeiten legen von der Schaffenskraft der Schweizer Autoren neues Zeugnis ab. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird diese Entwicklung weiter gehen und zu neuen, schönen Ergebnissen führen.

Philipp Sarasin

Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse

Tell und Parricida

Von

Arthur Kielholz

Königsfelden (Aargau)

Wenn man, wie der Verfasser, auf den Trümmern des römischen Legionslagers Vindonissa residiert, das im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung errichtet wurde, und aus dessen immer noch zu Tage geförderten Trümmern und Überresten man sich ein Bild zu machen sucht von der Kultur des damaligen Weltreichs, so greift man mit Interesse zur Darstellung des Lebens eines der Herrscher, die während jener Zeit an der Spitze des Imperiums standen, wie das in so gelungener und meisterhafter Weise Hanns Sachs in seinem *Bubi Caligula* versucht hat. Im Gegensatz zu den meisten Biographen erklärt er die Bizarrerien des Kaisers nicht mit ererbter Geistesstörung, mit Cäsarenwahnsinn, sondern aus den Jugend- und Umwelterlebnissen, und speziell sein Ende aus dem Todestrieb, der alles, was er tat, so zusammenhanglos und unsinnig es scheinen mochte, diesem einen unbewußten Zwecke dienen ließ, den Tod herbeizurufen und sich so vor der Verzweiflung und dem Selbstmord zu bewahren. [1, S. 175]¹ So reizte er einen höheren, älteren Praetorianeroffizier, Cassius Chaerea derart mit Hohn und Spott, daß dieser eine Verschwörung anzettelte, der der Kaiser trotz deutlicher Warnung bei der Rückkehr von der Arena zum Palast zum Opfer fiel. Bei der Abnahme der Wachtparole zog Cassius das Schwert und schlug mit den Worten: Es soll gelten, da hast du's, auf ihn ein. Nach einer andern Version soll Chaerea ihn von hinten angegriffen haben, worauf sich die andern Verschwörer auf ihn stürzten und jeder sein Schwert in sein Blut tauchen wollten. [1, S. 203.]

Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir auch für eine Szene, die sich um 13 Jahrhunderte später, diesmal auf dem Boden des alten Legionslagers Vindonissa selbst in ähnlicher Weise abspielte, letzten Endes den Todestrieb verantwortlich machen, von dem der durch einen früheren Vergiftungsversuch einäugig gewordene römische Kaiser Albrecht I. von Habsburg [2] veranlaßt wurde, sich mit den Verschworenen allein über die Reueffäre setzen zu lassen, um an der Stelle, wo dann das Sühnekloster Königsfelden errichtet wurde, ihren Streichen zu erliegen. Auch diese Szene ist

1) Die Ziffern in eckigen Klammern [] verweisen auf die Literaturangaben am Schluß dieser Arbeit.

in verschiedener Weise überliefert worden. Nach der einen Version [3] rannte ihm sein Neffe Johann von Schwaben, nach der Tat Parricida genannt, weil Albrecht ihn als einen zur Regierung noch unreifen Knaben gehöhnt und verspottet hatte, einen Speer in den Hals. Nach einer andern Überlieferung [4, III, S. 3] versetzte ihm der junge Herzog mit einem Dolch die erste Wunde in den Hals, von Wart gab ihm eine andere in die Seite, und von Palm zerspaltete ihm mit einem Schwertstreich das Haupt, nachdem der von Wart das Zeichen zum Angriff mit den Worten gegeben: *Quamdiu hoc cadaver hominis equitare patiemur?* Nach einer dritten Version [5, S. 48] stieß ihm Parricida von hinten sein Schwert in den Nacken, daß es an der Brust herausdrang, als ihn Palm und Eschenbach schon über Stirn, Gesicht und Wange mit ihren Schwertern verwundet hatten.

Wir möchten aus diesen Verschiedenheiten der Tradition vor allem den Schluß ziehen, daß diese Verwirklichung der Ödipustat die Phantasie der Zeitgenossen und der nachfolgenden Geschlechter in hohem Grade angeregt und die Chronisten je nach ihrer nationalen Zugehörigkeit und individuellen Einstellung zum Komplex veranlaßt hat, Parricida mehr als kühnen Draufgänger oder als hinterlistigen, feigen Meuchelmörder erscheinen zu lassen.

Auch über das Schicksal Parricidas bestehen verschiedene Überlieferungen. Mit vieler Unwahrscheinlichkeit wird behauptet [6, S. 9], er sei in mönchischer Kleidung nach Italien geflohen, habe vergeblich bei Clemens V. um Absolution nachgesucht und sei von Kaiser Heinrich in Pisa gesehen worden. Viele meinen, er sei bei den dortigen Augustinern als Bruder gestorben. Es sei daselbst lange ein Gemälde von ihm aufbewahrt worden. Andere behaupten, jener bekannte Blinde, der am Neuen Markt in Wien Brot bettelte, sei ein Sohn dieses Herzogs Johann gewesen. Die Strafe der Blendung für das Parricidium hätte sich somit erst am zweiten Glied erfüllt. Noch andere melden, daß er in hohem Alter als ein Eremit unweit von Königsfelden sein Leben soll beschlossen haben. Eine weitere Version berichtet, er sei ins Gebirge geflohen, habe sich einige Zeit im Kloster Einsiedeln verborgen gehalten und sei in den dürrtigiten Umständen gestorben. Habsburgische Historiker [7, 8] setzen seinen Tod ins Jahr 1313, also 5 Jahre nach dem Mord des Oheims. Die Rückkehr des Verbrechers in die Nähe des Tatortes ist nur für denjenigen zweifelhaft oder unverständlich, welcher die unbewußten Mächte des Wiederholungszwanges und des Straf- und Sühnebedürfnisses nicht anerkennen will.

In den schweizerischen habsburgfeindlichen Chroniken sind die Unmenschlichkeiten der Rache, welche die Kinder des ermordeten Kaisers, vor allem seine Tochter, die Königin Agnes, an den Verschworenen und ihren Fami-

lien verübt haben sollen, in den schwärzesten Farben geschildert worden. Die spätere Forschung, speziell Liebenaus [9], hat die maßlosen Übertreibungen und die tendenziöse Manier dieser Chronisten aufgedeckt und richtig gestellt und der Gründerin und Förderin des Klosters Königsfelden, Agnes von Ungarn, eine wohlgeglückte Ehrenrettung zu Teil werden lassen. Es wird dabei auf ihre tiefe Religiosität großes Gewicht gelegt und, was in diesem Zusammenhang gewiß des Reizes nicht entbehrt, hervorgehoben, daß sie zu den Einsiedlern der Umgegend gute Beziehungen pflegte.

Dieser Umstand dürfte dem bekannten Schweizer Historiker Joseph Eutyck Kopp, zur Zeit, als er als junger Professor in Luzern sich mit dem Dichten von Dramen in Schillerscher Manier und noch nicht mit geschichtlichen Studien befaßte, und als er ums Jahr 1822 das Drama König Albrecht I. konzipierte, kaum bekannt gewesen sein. Er verwendete darin als Motiv Agnes geteilt in der Liebe zum Vater und zum Geliebten, Herzog Johann :

Ist gleich die Seligkeit des Mutterhimmels
In meinen Busen nie herabgestiegen,
So fühl' ich heute doch den süßen Stolz
Als meinen Erstgebornen dich zu grüßen.

Du bist aus tausend Schmerzen, die ich litt
Um dich, zu tausend Freuden, die du mir
Bereitest, schön hervorgegangen. Sieh'
Ich habe dich für Habsburg neu geboren.

So apostrophiert Agnes ihren jungen Vetter, bevor er das Parricidium begeht. In dem Drama tritt auch Tell auf mit den Worten :

Doch meine Tat ist schnell vergessen, ja
Tells Name wird zum Abscheu oder Märchen
Den Mann erschlagen hab' ich:
Und, wie ihrs nennt, gerecht und abgedrungen,
Es bleibt ein Mord.

Der Biograph Kopps hebt diese Sentenz hervor [10, S. 79], in welcher der Dichter für seine spätere historische Kritik sich selber gleichsam zum Propheten geworden sei.

Wir werden allerdings unser Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit einer wissenschaftlichen Forschung, die ihre Resultate schon vor Beginn prophezeit, kaum unterdrücken können. Kopp ist nämlich durch seine spätern jahrelangen Archivistudien zur völligen Ablehnung der in den alten Chroniken aufgestellten Befreiungstradition, vor allem der Geschichte Tells, die er völlig ins Gebiet der Sage verwiesen hat, gelangt, und die ihm folgenden Historiker haben dieses Resultat seiner Forschung bis in die neueste Zeit ohne große Nachprüfung übernommen.

Kopp war aber nicht der erste, welcher die historische Wirklichkeit Tells verneint hat. Schon im Jahre 1760 erschien eine Flugschrift des Pfarrers Freudenberger von Ligerz, betitelt: *Guillaume Tell, fable Danoise?* Ja, schon während des dreißigjährigen Krieges fand eine Kreuzung der Tellgeschichte mit der internationalen Apfelschußsage statt. Das läßt sich vor allem an den bildlichen Darstellungen erkennen, denen durch die fremdländische Auffassung neues Blut und Leben eingefloßt wurde.

Lassen Sie uns einen Augenblick bei der Ikonographie der Tellgeschichte [11] verweilen, welche für unsere analytischen Versuche wertvolles Material liefern kann. Auf den ältesten Bildern, die aus dem Anfang des 16. Jh. stammen, ist Geßler als greiser Richter mit dem Stab dargestellt, der Tellenknabe als Kind barfüßig im bloßen Hemd, die Hände gefesselt. Ein Holzschnitt des Meisters M. S. vom Jahr 1530 zeigt die Erschießung des Vogts in der hohlen Gasse von hinten, ebenso ein Holzschnitt von H. Asper in der Chronik des Zürchers Joh. Stumpf 1546. Hier ist das Tellenkind während der Apfelschußszene nackt abgebildet. Das Hemd liegt vor ihm auf dem Boden. In der Cosmographie des Sebastian Münster, die aus der Mitte des 16. Jh. stammt, ist auf einem Holzschnitt des H. Rud. Man. Deutsch der Knabe mit einer Schleife um den Leib an den Baum gebunden. Tell erschießt Geßler halb von vorn in die Flanke.

Auf einer Glasscheibe des St. Gallers Andreas Huber vom Jahr 1563 mit der Apfelschußszene ist im Abschlußmedaillon des Architravs die geschändete Lucretia dargestellt, die sich den Todesstoß gibt. Ein Scheibenriß Jos. Murers des Ältern zeigt als Seitenfiguren derselben Szene die Allegorien der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen und der Mäßigkeit, die Wasser in eine Schale gießt. Zwei bissige Bullen spielen auf dem Platze zwischen dem Schützen und dem Knaben.

Das Apfelschußbild des Charles Emanuel Biset (1635—83) in der Königl. Gemäldegalerie in Brüssel ist ein Porträt der alten Schützengilde zum hl. Sebastian in Antwerpen. Tell erscheint darauf in morgenländischer Tracht mit Bogen und mit Halskrause. Der Sohn kehrt ihm den Rücken zu, auf den er die Hände gebunden hat, und hat auch die Augen verbunden. Geßler erscheint auf einer Balustrade als Zuschauer mit einem Turban als türkischer Sultan bekleidet.

Das im Landesmuseum befindliche Tafelbild des Abel Aegeri im Renaissancezimmer aus der Rosenberg zeigt den Sohn 13—14jährig in fast mädchenhafter Erscheinung, dem Schützen den Rücken zukehrend.

Im 18. Jahrhundert fehlt entsprechend der größeren Rolle der Weiblichkeit, auf die wir später noch zu sprechen kommen, auch auf den Bildern

der Apfelschußszene die ohnmächtige Gattin des Schützen kaum einmal. Der Knabe trägt Schnallenschuhe und ist bloß mit dem rechten Arm an den Baum gefesselt.

Beim Feste der Freiheit, das am 15. April 1792 in Paris gefeiert wurde, schmückte eine Tellstatue als Seitenstück zum Tyrannentöter Brutus den Wagen der Freiheit.

Die Helvetik übernahm Tell, dem sein Knabe den Apfel am Pfeil überbringt, als Symbol statt des eidgen. Kreuzes in ihr Staatssiegel.

Disteli zeichnet 1845 Tell mit seinem Knaben an einem Flußrand, wobei der Pfeil mit dem durchbohrten Apfel vorbeischwimmt. Vielleicht wollte der Künstler hier eine Anspielung auf Tells tragisches Lebensende bei der versuchten Rettung eines in den Fluß gefallen Knaben hineinlegen. Distelis Apfelschußbild karikiert Geßler, der auf dem Pferde wie ein Indianer auf dem Kriegspfad kauert und auf das Resultat lauert. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich so die Gestalt Geßlers aus dem würdigen greisen Richter in einen rohen, gewalttätigen Söldnerführer gewandelt.

Es sei an diesen bildlichen Darstellungen vorderhand nur hervorgehoben, daß wie in der Tradition über den Mord Caligulas und Albrechts auch Geßler von verschiedener Seite her das feindliche Geschoß erhält. Einmal von hinten, einmal von der Flanke, einmal von vorne. Aber auch die Stellung des Tellenknaben variiert in gleicher Weise, und für den Wechsel seiner Kleidung und Fesselung und seines Alters läßt sich nicht nur die wechselnde Mode der verschiedenen Zeitalter verantwortlich machen, sondern wir werden dahinter noch weitere, weniger an der Oberfläche liegende Motive suchen.

Vielleicht geben uns die epischen und dramatischen Fassungen der Tellen-
geschichte [12] im Laufe der Zeiten weitere Fingerzeige.

Im Urner Tellenspiel, dem ältesten Versuch einer Dramatisierung, ca. 1520 verfaßt, stellt sich Tell beschränkt. Der Vogt läßt die Kinder vom Mutterschoß holen, um zu erfahren, welches von ihnen der Augapfel des Vaters ist. Es wird 1545 in Zürich aufgeführt, umgearbeitet von Steinschneider Ruof, der die Frau Tells auf die Bühne führt.

Der Berner Samuel Henzi, der eine Verschwörung gegen das Patriziat seiner Vaterstadt anstiftete, gab im Jahre 1762 ein Drama „Grisler ou l'ambition punie“ anonym heraus. Tell hat darin eine Tochter Hedwig, in welche der Sohn Grislers, Adolf, verliebt ist, und welcher er den Apfel vom Haupte schießen muß. Grisler will ihren Vater freigeben, wenn sie ihre Liebe ihm statt dem Sohne schenken will. Der Sekretär Grislers versucht sie im Gefängnis nach ihrer Weigerung zu vergiften. In der Schlußszene wird

der vom Tellenschuß totwunde Grisler hereingetragen, bekennt die Irrtümer des Despotismus und segnet den Bund Hedwigs und Adolfs.

Fünf Jahre später wird im königl. Schauspielhause in Paris die Tragödie A. N. le Mierres: „Guillaume Tell“ aufgeführt. Tell gehört darin zu den vier Verschwörern und schärft den andern ein, ihre Weiber ja nicht in ein unnützes Vertrauen über den Plan zu ziehen. Erst wird Melchtal, dann er verhaftet, und beide springen auf die Tellsplatte. Geßler rettet sich vom Sturm auf einen Felsen am andern Ufer und wird dort über den See hinweg erschossen.

Der Exjesuit J. J. Zimmermann, der 1777 in Basel ein Trauerspiel „Wilhelm Tell“ herausgab, läßt darin Geßler die Frau Hedwig um ihre Gunst bitten, dann liege des gefangenen Tells Schicksal in ihrer Hand. Ebenso ist Geßlers Statthalter, der Urner Meinkart, ein früherer Nebenbuhler Tells, um ihre Hand bemüht. Am Vorabend der französischen Revolution im Jahre 1787 machte auch die Kinderkomödie von Dejean Lekoy: „L'héroïsme helvétique ou la Suisse sauvée“ die Rettung Tells von Madame Tell abhängig, die ihre Reize Geßler opfert. Hier ist somit die geschändete Lucretia des Scheibenmalers auf die Bühne herabgestiegen.

Die Preisschrift Ambühls „Tell“, zum Spiel für Schüler bestimmt, 1792 erschienen, enthielt gar keine Frauenrollen mehr. Ihr Verfasser, ein Schullehrer, war von allen Übeln des Jahrhunderts zugleich heimgesucht: Armut, Hartköpfigkeit der Bauern, Herrschsucht der Ortspfarren und Kastenstolz der regierenden Herren.

Der deutsche politische Flüchtling L. L. Rochholz, bei seinen Schulkameraden „Hutten“, bei seinen Lehrern „Rebell“ geheißen [13, S. 93], später langjähriger Professor der Literatur an der Kantonsschule in Aarau, dessen Abhandlung „Tell und Geßler in Sage und Geschichte“ wir alle diese Daten entnommen haben, hebt hervor, daß die Dichter des Tell vorzugsweise politisch und religiös unterdrückte Deutsche und Schweizer waren, mit ihrer Zeit in Fehde liegend, deren nach Innen zurückgedrängtes Freiheitsstreben durch Bearbeitung der Tellengeschichte einen Ausweg suchte; so Ruof, Henzi, Zimmermann, Ambühl und Schiller. Sie alle aber zollten auch den Anschauungen und Sitten ihrer Epoche den schuldigen Tribut. So vermochten sich die Zeitgenossen des Ancien Régime der Vorherrschaft der Weiber, wie sie damals nicht nur in Frankreich gang und gäbe war, nicht zu entziehen, und sie geben der Tellentat die Motivierung, die sie erst zur völligen Doublette der griechischen Tragödie stempelt, wobei aber die sexuelle Begehrlichkeit und Ruchlosigkeit auf die verhaßte Vaterimago des Tyrannen projiziert wurde. Deshalb durfte auch Geßler nicht mehr wie in früheren

Zeitaltern ein würdiger, aber impotenter Greis sein, sondern er mußte sich eben in einen sexuellen Nebenbuhler wandeln, dessen Sadismus sich auch nicht mehr auf ein unmündiges Kind, sondern auf einen mädchenhaften Knaben oder sogar direkt auf eine mannbare Tochter richtete. In dem Wechsel der Stellung und Fesselung des lebendigen Zieles kommt das Schwanken zwischen hetero- und homosexueller Strebungen des Schützen resp. seines grausamen Herren zum Ausdruck.

Bei Schiller sind die erotischen Komponenten des Dramas völlig in die Nebenhandlung zwischen Bertha und Rudenz verschoben. Er hat die Parricidaszene, durch die er uns verrät, daß Tells Tat eigentlich ein verhülltes Parricidium ist, frei in das Drama eingefügt, während er sich im übrigen streng an den chronikalischen Bericht hielt. Auf dem Gipfel der Abwehr, wo dem Tell der Vtermörder als Abbild seiner eigenen inneren Motive entgegensteht, beginnt der Affekt in Milde und Sympathie umzuschlagen [14].

Schillers Tell hat nach den Freiheitskriegen die Bedeutung eines vaterländischen Schauspiels erhalten. Bewußt dachte er keineswegs an Deutschland und Frankreich, wie die Geschichte der Entstehung des Dramas lehrt. Zuerst durfte meistens der ganze fünfte Akt nicht gespielt werden. Schiller selbst hielt den Monolog in der hohlen Gasse für ganz unentbehrlich, ja für das Beste im ganzen Stück. Gegen Ifflands Einwendungen erklärte er: Gerade in dieser Situation, welche der Monolog ausspricht, liegt das Rührende des ganzen Stückes, und es wäre gar nicht gemacht worden, wenn nicht diese Situation und dieser Empfindungszustand, worin sich Tell in diesem Monolog befindet, dazu bewogen hätten. Mit anderen Worten: Schiller lag vor allem am Herzen, seinen Tell, der den Tyrannen aus dem Hintergrund erschöß, von der Beschuldigung des Mordes freizusprechen. Der Tyrannentöter sollte kein Verbrecher sein. Das war sein Thema, das ihn lockte: Darin erkennen wir den Dichter der Räuber wieder [15, S. 106].

Der Tell war Schillers Schwanengesang. Ein Jahr nach seiner Erstaufführung am 17. März 1804 in Weimar verschied er. Frida Teller, die die Wechselwirkungen von psychischem Konflikt und körperlichen Leiden beim Dichter untersucht hat [16], nimmt an, daß im Telldrama ein verstärktes Wiederaufleben der unbewußten infantilen Phantasien stattgefunden habe.

Gottfried Keller hat sich vielfach mit dem schweizerischen Nationalheros beschäftigt. „Es gibt zwar viele meiner Landsleute, welche an eine schweizerische Kunst und Literatur, ja sogar an eine schweizerische Wissenschaft glauben. Das Alpenglühn und die Alpenrosenpoesie sind bald

erschöpft, einige gute Schlachten bald besungen, und zu unserer Beschämung müssen wir alle Trinksprüche, Mottos und Inschriften bei öffentlichen Festen aus Schillers Tell nehmen, welcher immer noch das Beste für dieses Bedürfnis liefert," schreibt er einmal [24].

Im zweiten Band seines Jugendromans „Der grüne Heinrich“ schildert er in mehreren Kapiteln seine Teilnahme an einer Volksaufführung des Dramas, mit der man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Ostschweiz mehrfach den Versuch machte, das alte Fastnachtstreiben des Volkes zu heben. Er erzählt uns, wie er die Rolle des Rudenz übernahm, um mit seiner geliebten Schulmeisterstochter Anna, die die Bertha von Bruneck zu spielen hatte, zusammen auftreten zu können.

„Als ich einiges bei der Apfelschußszene zu sprechen hatte“, fährt er fort [25, S. 472], „wurde ich durch einen komischen Vorgang unterbrochen. Es trieben sich nämlich ein Dutzend Vermummte der alten Sorte herum, arme Teufel, welche weiße Hemden über ihre ärmlichen Kleider gezogen hatten, ganz mit bunten Läppchen besetzt; auf dem Kopfe trugen sie rote, kegelförmige Papiermützen, mit Fratzen bemalt, und vor dem Gesicht ein durchlöcherteres Tuch. Dieser Aufzug war sonst die allgemeine Vermummung gewesen zur Fastnachtszeit und in derselben allerlei Spaß getrieben worden; auch liebten die armen Butzen die neueren Spiele nicht, da sie sich in dieser seltsamen Maskierung Gaben zu sammeln gewohnt und daher für deren Erhaltung begeistert waren. Sie stellten gewissermaßen den Rückschritt und die Verkommenheit vor und tanzten jetzt wunderlich genug mit Pritschen und Besen umher. Besonders zwei derselben störten das Schauspiel, als ich eben reden sollte, indem sie einander am Rückteile des Hemdes herumzerrten, welches mit Senf bestrichen war. Jeder hielt eine Wurst in der Hand und rieb sie, eh' er einen Biß tat, an dem Hemde des andern, während sie fortwährend im Kreise sich drehten, wie zwei Hunde, die einander nach dem Schwanze schnappen. Auf diese Weise tanzten sie zwischen Geßler und Tell und glaubten wunder was zu tun in ihrer Unwissenheit; auch erfolgte ein schallendes Gelächter, weil das Volk im ersten Augenblicke seinen alten Nücken nicht widerstehn konnte. Doch alsbald erfolgten auch derbe Püffe und Stöße mit Schwertknäufen und Partisanen; die erschrockenen Spaßmacher suchten sich unter die Zuschauer zu retten, wurden aber überall mit Gelächter zurückgestoßen, sodaß sie längs der fröhlichen Reihen kein Unterkommen fanden und ängstlich umherirrten, mit zerzausten Mützen, und furchtsam ihre Verhüllung vor das Gesicht drückend, damit sie nicht erkannt würden. Anna empfand Mitleiden mit ihnen und beauftragte Rudolf den Harras und mich, den miß-

handelten Fratzen einen Ausweg zu schaffen, und so wurde ich meiner Rede enthoben.“

Wir erinnern uns bei dieser Szene gewiß der zwei bissigen Bullen auf der Glasscheibe des St. Gallers und verstehen die grobe Symbolik des Tierkampfs, durch das Spiel der Masken verdeutlicht, besser. Zu den mit Senf beschmutzten Hemden werden wir später noch auf das Anal-sadistische bezügliche Parallelen finden.

Es hat an scharfer Kritik des zweiten Tellschusses keineswegs gefehlt. Emmanuel v. Haller, der Standesgenosse und Mitverfasser von Freudenbergs Schrift „Tell ein dänisches Märchen“, schrieb 1760 [12, S. 153]: Moralischerseits sei keine Ursache, sich auf einen meuchelmörderischen Totschläger viel einzubilden, der mit seinem verwegenen Betragen dem ersten heiligen Bund der Freiheit leicht einen fatalen Stoß hätte geben können. Das Gute der Folgen hätten wir der Weisheit Gottes, nicht dem Verbrechen zu verdanken. Letzteres zu rechtfertigen, müsse man dem Moralsystem des Jesuitenordens überlassen. Die Schrift begegnete in der Urschweiz, in Zürich und sogar in Bern heller Entrüstung [17, S. 20]. Uri ließ sie durch den Scharfrichter auf dem Marktplatz in Altdorf verbrennen. Die Autoren traten den Rückzug an. Haller suchte seine Kritik als Versuch hinzustellen, und Freudenberger erklärte, in dieser Sache nicht mehr schreiben zu wollen.

In Pfannenschmids Schrift „Der mythologische Gehalt der Tellsage“ heißt es: Die Tötung des Tyrannen bleibt stets ein Mord, ja sogar ein recht feiger. Tell mordete aus Rache, von Blutrache kann man hiebei nicht mehr reden, weil ja das Kind nicht getroffen wird. Wäre diese Tat überhaupt je vorgekommen, sie würde im Sinne des Mittelalters gewiß als eine schwarze, strafwürdige gebrandmarkt worden sein, gewiß ihre Sühne gefunden haben. Das Gehässige, das ihr anklebt, hat selbst im 19. Jahrhundert der gepriesene Dichter des Tell nicht zu überwinden vermocht. Rochholz konstatiert sogar: Tells Tat läßt sich weder als Notwehr noch als Blutrache entschuldigen. Sie läßt sich also nur als Rachetat eines in seinem Blödsinn zur Unzeit gereizten Toren, als blinder Wutausbruch, der ebenso unzurechnungsfähig ist wie der Treffschuß des Erblindeten, der den Gott selber erlegt, erklären. So ist die Dümmlingssage in die Tellensage gekommen. Im Volksgewissen ist sie ausgedacht zum Notbehelf, um eine moralisch nicht zu rechtfertigende Tat doch vor der Vernunft wenigstens zu entschuldigen. Einen Toren zum Schützenkönig und einen Mörder zum Nationalhelden zu erheben, dies konnte dem schüchternen, vor dem politischen Morde tief zurückschreckenden Volke niemals beifallen [12, S. 308].

So schrieb ein deutscher Flüchtling, der das Asyl der Schweiz aufsuchen mußte, weil er im Verdachte stand, an einem politischen Attentat in Frankfurt mitbeteiligt gewesen zu sein! Auf der gleichen Seite aber zitierte er beifällig des Ägidius Tschudi Ausspruch: Viel klüger würden die Eidgenossen getan haben, sich mit den fünf Mördern Albrechts zu verbinden, anstatt sie von sich zu weisen; sowie das Motto zur zweiten Auflage des Urner Tellenspiels 1579:

Tyrannen und ein Hund, der tobt,
Wer sie erschlägt, der wird gelobt.

Viel besser kann die Ambivalenz dem tiefsten Komplex der menschlichen Seele gegenüber nicht illustriert werden!

Rochholz nennt die Geschichte von Tell die widersinnige Paarung einer Naturmythe mit einem politischen Abenteuer und sucht aus einer Reihe von Sagen und Volksbräuchen das erste Glied seiner Behauptung zu bekräftigen. Er verweist in erster Linie auf die mancherlei Spiele und Feste, mit denen beim Übergang vom Winter zum Frühling die Überwältigung der finsternen und kalten Jahreszeit durch die wiederkehrende Sonne und Fruchtbarkeit gefeiert wird.

In Freiburg im Üchtland wurde ein Schloß aus Brettern von Jungfrauen verteidigt. Die Wurfgeschosse der belagernden Jünglinge waren Sträusse, Kränze und Laubgewinde. Geiler von Kaiserberg beschrieb anfangs des 15. Jahrhunderts eine ähnliche Sitte aus seiner Heimat, wobei eine Weihnachtsburg aus Reisern mit Pfeilen und Bolzen aus Rübenschnitzen belagert wurde. Jungfrauen und Frauen wurden mit Blumen und Zuckererbsen beworfen. In der Schweiz waren die ähnlichen Maispiele Vorläufer der Schützenfeste; die Maienkönigin wurde darum aus jenen in diese hinüber versetzt.

Wenn diese Bräuche ein Licht werfen können auf den ersten Tellenschuß, bei dem, wie wir aus der bildnerischen und dramatischen Darstellung von Versuchen entnommen haben, der mädchenhaft gebildete Knabe direkt durch eine Jungfrau ersetzt wird, so helfen uns andere Bräuche, den zweiten Schuß besser zu würdigen.

Das Wildenmannspiel in den Dörfern des Oberwallis liegt in der Hand der dortigen Dorfknabenschaften und wird um die Fastnachtszeit aufgeführt. Am festgesetzten Spieltag erscheint der gefürchtete wilde Mann unter der versammelten Menge am Dorfplatze, ein hohes, haariges Ungetüm. Vom Kopf bis zu den Füßen ist es in Pelze der braunen Bergschafe gewickelt, für die Länge des Bartes allein hat mancher Geißbock das Leben lassen müssen. Plötzlich bestiehlt der Wilde einen ins Staunen verlorenen Zu-

schauer und entrinnt behende zu Berge in einen vorher gewählten Schlupfwinkel. Die Hetze beginnt. Von Parteigeschrei, Pistolenschüssen, Spitzbubenpfeifen durchschallt der Berg. Manchmal wagt sich der Verfolgte in den Gesichtskreis der Gegner, beschleicht einzelne und ringt siegreich mit ihnen. Von der Mehrzahl überwältigt, wird er an Händen und Füßen gebunden ins Dorf zurückgebracht. Von einem Gerüste herab verliest ihm das Gericht sein Sündenregister und verurteilt ihn zum Spießrutenlaufen, wofür er mit seinen Pelzen schon vorsorglich ausgepolstert ist. Nach der Exekution wird er unter herzerreißendem Geheule von den Bütteln ins Gefängnis abgeführt. Dies aber ist für heute das Wirtshaus mit dem Trinkgelage für alle.

Kann die Urhorde und die Überwältigung des Urvaters mit nachfolgendem Totemmahl plastischer und dramatischer dargestellt werden? Zulliger hat in seiner Analyse der Roitschecketen aus dem Lötschental [18] gezeigt, wie sich dieser Brauch bis heute noch in ähnlicher Form in einem abgeschlossenen Wallisertal erhalten hat. Uns wird im Lichte dieser alten Bräuche vor allem der tiefere Sinn von Tells Monolog klar werden, wo es heißt:

Ich lebte still und harmlos — Das Geschoß

War auf des Waldes Tiere nur gerichtet . . .

Jetzt laur' ich auf ein edles Wild . . .

Hier gilt es einen köstlicheren Preis,

Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben . . .

Im neugriechischen Volkslied schießt der Todesgott Charos einer Jungfrau den Pfeil ins Herz.

Die in den ältesten Schützensagen genannten Ziele: Apfel, Nuß, Ring, Münze sind Sonnensymbole, Apfel und Nuß aber auch mit den verborgenen Samenkernen Sinnbilder des winterlich noch verschlossen liegenden Naturlebens.

In der Ostschweiz hat sich in einigen Gegenden als Fastnachtsspiel der Brauch erhalten, feurige Holzscheiben in der Dämmerung von den Alpen ins Tal zu schießen, angeblich, um den Geliebten das Leben zu verlängern. Die Appenzeller nennen das: „de Tüfel hale“, d. h. ihn entmannen und der Kraft berauben, dem geliebten Mädchen am Leben zu schaden [19].

In einem Märchen in „Tausend und Einer Nacht“ läßt der König um den Besitz des kostbaren Kleinods eines Apfels seine drei Prinzen mit Bogen und Pfeil ein Wettschießen halten, und der Gewinnende bekommt dabei zugleich die Hand der Prinzessin.

Von König Olaf dem Heiligen berichtet eine Sage, daß er seinem Knaben eine Tafel vom Kopfe zu schießen versuchte und ihn dabei streifte, sodaß er blutete.

Wieland der Schmied hat die Söhne des Königs, der ihn gefangen hielt

und an den Füßen verstümmelte, gemordet und fliegt mit seinem Flügelkleide davon, unter dem Arm eine Blase mit dem Blute der Ermordeten tragend. Sein Bruder Eigil wird vom König gezwungen, nach ihm zu schießen und trifft mit dem Pfeil nach Verabredung die Blase. Der König wird so Augenzeuge, wie seiner Kinder Blut zum zweiten Mal fließt, erkrankt und stirbt bald darauf.

Während in diesen beiden Sagen die sadistische Aggression gegen den Sohn deutlich hervortritt, erläutern andere mehr die mit ihr verlötete anale Triebkomponente.

Bei Saxo Grammatikus wird König Harald vom Schützen Tokko überrascht, als er hinter einem Gebüsch im Walde sich eines Bedürfnisses wegen niederläßt, und tödlich verwundet.

Bei den Finnen wird der sagenhafte Schütze Tiitto schlafend von seinen Feinden überrascht. Er springt vom Lager, ergreift schnell seinen Bogen und Köcher, wirft die Beinkleider über den Arm und entflieht so, muß aber der strengen Kälte wegen unterwegs beständig die Verfolger mit Schießen bedrohend, sie verwirren, damit er Zeit findet, in die Hosen zu schlüpfen und sich in die Wälder zu retten. Hier ist auch die Sage so variiert, daß der Knabe den Apfel vom Kopfe des gefangenen Vaters schießen muß über einen See, damit er befreit wird.

Ein estnisches Märchen erzählt von den drei Heldenbrüdern Glückshand, Scharfauge und Langbein, die sich um die Hand einer Königstochter bemühen. Sie fällt dem Schützen zu, der dem Mann auf dem Berge, welcher den Apfel halb im Munde hält, mit seinem Schuß noch ein Stück Fleisch herausschießt. Hier wird die nach oben verschobene Kastrationstendenz manifest.

In der Novella del Fortunato bespritzt die schnellaufende Königstochter beim Wettlauf die ihr nachkommenden Freier mit einem Parfüm, von dem sie betäubt werden. Die drei Gesellen Schießdenschützen, Guckhintenundvorn und Springmirnichtnach vermögen vereint dem Dritten zum Siege zu verhelfen, indem der Schütze den durch den Parfüm ohnmächtig Gewordenen durch einen Pfeil weckt. Im Sanskritroman Vetalapantscha-Vuitschati werben drei Brahmanen um eine Ministerstochter. Der eine kann fliegen, der zweite sich unsichtbar machen, der dritte trifft im Dunkeln sein Ziel. Er gewinnt die Braut. Wir dürfen wohl vermuten, daß hier nicht sadistische und nicht anale, sondern phallische Potenzen den Sieg davongetragen haben.

Kehren wir nach dieser Abschweifung in ferne Länder und Kulturen in die Schweiz und in die Gegenwart zurück, so müssen wir mit Verwunderung feststellen, daß wir uns nach einem Zeitalter der schärfsten Skepsis

und Kritik, welche die Figur Tells völlig ins Gebiet der Fabel verweisen wollte, in einer Zeit der Renaissance des schweizerischen Nationalhelden befinden.

Auf den Briefmarken tritt er uns täglich vor's Auge, auf den Fünffrankenstücken hat er völlig die Helvetia verdrängt. In neuen Dramen wird er uns vorgeführt. In Jakob Bührers neuem Tellenspiel z. B. erscheint der Schütze als roter Rebell, der zwar den Hut an der Stange grüßt, trotzdem aber vom angetrunkenen Landvogt zum Apfelschuß gezwungen wird, und der die Tötung des Tyrannen an der Tellsplatte sogleich bei der Errettung des eigenen Knaben, der in den See gefallen ist, durch den Tod sühnt [20]. In den sog. Intelligenzprüfungen, wie sie an den schweizerischen psychiatrischen Kliniken und Anstalten getätigt werden, spielt der Tell eine wichtige Rolle; in der humoristischen Zeitschrift „Nebelspalter“ erscheint von Zeit zu Zeit seine charakteristische Gestalt.

Ein namhafter Schweizer Historiker hat sogar den Versuch unternommen, ihn aus dem Schattenbild des altgermanischen Frühlingsgottes Heimdall [22], in das er für zwei Generationen gebannt war, in die Wirklichkeit zurückzurufen. Karl Meyer will in seinem 1922 veröffentlichten Buch „Die Urschweizer Befreiungstradition“ [21] ein tragisches Stück alteidgenössischer Geistesgeschichte innerlich verstehen lehren. Kopp habe die Chronik Tschudis als falsch verworfen wegen Widersprüche mit den Urkunden, irrte sich aber wegen mangelhafter Erfassung der verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Leitmomente, war konservativ und stand unter dem Einfluß emotionaler politisch-legitimistischer Anschauungen der Metternichschen Restauration. Die Ableitung der chronikalischen Quellen aus allen möglichen Urbildern hält der Nachprüfung nicht stand. Die Irrtümer der alten Chronisten kommen auch bei den modernen Forschern vor. Man behandelt sie als Fälscher und Stümper statt als Fachgenossen und Kollegen. Dem 19. Jahrhundert galt die Negation für das letzte Wort. Gelehrter Traditionalismus zeigte sich völlig unduldsam gegenüber Versuchen einer Neulösung. Meyer will nun nicht an Stelle der detailliert negativen eine detailliert positive Lehre stellen; sondern den Lehrsatz wieder zum Problem machen. Immerhin hält er es für sehr wahrscheinlich, daß ein in den zeitgenössischen Urkunden erwähnter Graf von Tillingdorf der in den Chroniken Geßler oder Seedorf genannte Landvogt gewesen sei. Die Chronikberichte seien weder Sage noch Erfindung. Man müsse die kombinatorische Hülle möglichst entfernen, der verwickelten modernen Forschungsgeschichte Herr werden, literarische Absicht, Stoffwahl, Methode und Überlieferungsweise der spätmittelalterlichen Chronisten feststellen, das sachliche Substrat einer erneuten, urkundlichen Prüfung unter-

ziehen auf dem Hintergrund der allgemeinen, westeuropäischen Geschichte des Hoch- und Spätmittelalters. Den Psychoanalytiker erinnert dieses ganze Vorgehen des modernen Geschichtsforschers an seine eigene Methodik beim Versuch, in die Tiefen der Vergangenheit eines Neurotikers hinabzusteigen und die Erlebnisse zu rekonstruieren, die in früher Kindheit das spätere Schicksal bestimmen halfen. Es ist für ihn daher nur die Bestätigung einer Vermutung, wenn er in dem Buche Meyers z. B. Freuds „Psychopathologie des Alltagslebens“ zur Deutung der Fehlleistungen der Chronisten ausdrücklich zitiert findet.

So befruchtet die Lehre des Schöpfers der Psychoanalyse auch die Geschichtschreibung in entscheidender Weise und bringt sie zur Erkenntnis, daß das, was der Dichter intuitiv erschaut, der Wirklichkeit meist näher kommt als die durch Gelehrtenhypothesen geblendete Detailforschung [23, S. 31].

Für die Renaissance Tells finden wir die Gründe in den gewaltigen Geschehnissen des Weltkriegs mit seinen Vorzeichen und seinen Folgen. Wie der Hirtenknabe David fühlte sich der Schweizer von einer Reihe gefährlicher Goliathe umgeben, die mit ihren wahnsinnigen Wettrüstungen auch den Kleinen zur Verstärkung und Verbesserung seiner Wehrmacht zwangen. Als er im vierjährigen Kampfe, der durch die Erschießung des habsburgischen Thronfolgers ausgelöst wurde, seine Unabhängigkeit zu behaupten mußte, weil jeder der vier Riesen um ihn die Schleuder des Hirtenknaben respektierte, und als am Ende rings umher die Könige von aufständischen Untertanen vertrieben wurden, nachdem Väterchen Zar mit seiner ganzen Familie von den Kugeln der roten Rebellen dahingerafft wurde, da kam dem ältesten Demokraten der Welt zum Bewußtsein, daß sein Tell kein Phantom, sondern Wirklichkeit sein müsse.

Durch den männerverschlingenden Krieg und die patriarchenvertilgende Revolution sind auch diesmal wieder die Frauenmoden stark verwandelt worden; aus den verhüllten, verschleierten, mit großen Hüten überschatteten, durch lange Faltenröcke gefesselten Gestalten entstanden leicht geschürzte, ihre Reize zur Schau tragende Buben mit kurzen Frisuren, als Symbol für tiefgehende Änderungen der Sitten und Anschauungen auf erotischem Gebiet, wie sie eben mit jeder Beseitigung alter Autoritäten, mit jeder Befreiung vom Urvater verbunden sind.

Der Psychoanalytiker aber wird in Tell und Parricida unsterbliche Brüder jenes griechischen Heros erkennen, der seinen Vater erschlug und seine Mutter freite.

Literatur

- 1) Hanns Sachs: Bubi. Die Lebensgeschichte des Caligula. Berlin 1930.
- 2) A. Kielholz: Giftmord und Vergiftungswahn. Internat. Zeitschr. f. PsA. XVII (1931), S. 94 ff.
- 3) Neujahrsblatt der aarg. Jugend geweiht von der Brugger Bez. Ges. für vaterländische Kultur. 1819.
- 4) Joh. Müller: Merkwürdiger Überbleibseln von Alterthümern der Schweiz VI. Teil. Zürich 1776.
- 5) Prof. Jos. Lange: Die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung. Wien 1895.
- 6) Historische Beschreibung des im 14. Jahrhundert gestifteten herzogl. österreich. Klosters Königsfelden im Aargau. 1819.
- 7) Lichnowsky: Geschichte des Hauses Habsburg.
- 8) Alphons Huber: Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolf IV.
- 9) K. v. Liebenau: Lebensgeschichte der Königin Agnes von Ungarn. Regensburg 1868.
- 10) Alois Lütolf: Jos. Eutyck Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker dargestellt. Luzern 1868.
- 11) Dr. Franz Heinemann: Tells Apfelschuß im Lichte der bildenden Kunst und der Poesie eines halben Jahrhunderts. Ikonographisch-literarische Studie. Luzern 1901.
- 12) Prof. E. L. Rochholz: Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen. Heilbronn 1877.
- 13) Dr. Wechlin: Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz. Aarau 1925.
- 14) O. Rank: Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. Leipzig 1912.
- 15) E. Wulffen: Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen. Dresden 1928.
- 16) Frida Teller: Die Wechselbeziehungen von psychischem Konflikt und körperlichen Leiden bei Schiller. Imago, VII(1921) S. 123.
- 17) Martin Gamma: Wilhelm Tell. Unser Vorbild. Gedenkschrift zum 100jährigen Jubiläum des schweiz. Schützenvereins 1824—1924. Zürich 1924.
- 18) Hans Zulliger: „Die Roichtschäggeten“. Imago XIV (1928), S. 447 ff.
- 19) E. L. Rochholz: Schweizersagen aus dem Aargau. Aarau 1856. S. 36.
- 20) Jak. Bühner: Ein neues Tellenspiel. Weinfelden 1923.
- 21) Karl Meyer: Die Urschweizer Befreiungstradition in ihrer Einheit, Überlieferung und Stoffwahl. Zürich 1922.
- 22) Robert Durrer: Die ersten Freiheitskämpfe der Urschweiz. Schweiz. Kriegsgeschichte. Heft 1, Bern 1915, S. 67.
- 23) Fedor Schneider: Staatl. Siedelungen im frühen Mittelalter. Gedächtnisschrift für Georg v. Below. Stuttgart 1928.
- 24) A. v. Gleichen-Rußwurm: Gottfried Kellers Weltanschauung. Philos. Reihe, 23. Band. München 1921. S. 45.
- 25) Gottfr. Keller: Der grüne Heinrich. Studienausgabe der ersten Fassung von 1854/55, herausgegeben von Emil Ermatinger. Stuttgart 1914.

Aus der Analyse eines Buddhisten

Eine Studie zum psychologischen Verständnis des Buddhismus

von

Dr. Oskar Pfister

Pfarrer in Zürich

Die Psychoanalyse hat zum Verständnis der Entstehung des Christentums entschieden wertvolle Beiträge geliefert. Allein je mehr man sich von der Dogmen- und Sakramentsbildung auf die genuine Religion Jesu zurückzieht, desto dürftiger wird die analytische Ausbeute, wie uns beispielsweise Georges Berguers Buch über Jesus bezeugt (vgl. *Imago VI*, 1920, S. 291 ff). Der Grund liegt in der Tatsache, daß hier die Neurosenbildung nicht mehr dieselbe Rolle spielt, wie im apostolischen Zeitalter und der ihm nachfolgenden Entwicklung.

Anders verhält es sich beim Buddhismus. Je mehr wir uns seiner klassischen Ausprägung nähern, desto bedenklicher versagt die Bewußtseinspsychologie, und desto brennender wird das Bedürfnis nach den Einsichten, die wir der Freud'schen Neurosenlehre verdanken. Um jedoch einen tragfähigen religionspsychologischen Boden zu gewinnen, dürfen wir uns nicht mit der Untersuchung der klassischen Urkunden begnügen. Es ist ja gerade der unermessliche Gewinn der psychoanalytischen Forschung, daß sie uns von der Beobachtung des lebenden Menschen ausgehen lehrt und von da aus zur indirekten Analyse übergeht.

Seit langem um die unbewußten Gestaltungskräfte des Buddhismus interessiert, betrachte ich es daher als Glücksfall, daß mir die Analyse eines wirklichen Buddhisten vergönnt war. Was den Fall noch wertvoller macht, ist der Umstand, daß es sich um einen Mann handelt, der in christlicher Familie aufwuchs, den weitaus größten Teil seines Lebens in christlichen Ländern zubrachte und durch starke Gemütsbedürfnisse zum Übertritt in die buddhistische Religionsgemeinschaft veranlaßt wurde. Hier fand er wenig neue Belehrung, vielmehr wurde ihm im Wesentlichen nur bestätigt, was er sich selbst ausgesonnen hatte. Aber ihm ward Gelegenheit zuteil, aus der Isolierung in die Sozietät zurückzukehren.

Der Analytiker sah sich folgendem Bilde gegenübergestellt:

Diethelm U., geboren 1874,krankte an einer Reihe von pathologischen Symptomen, litt aber nicht unter ihnen. Die Analyse begehrte er vornehm-

lich auf Wunsch seiner Ehefrau, in zweiter Linie aus wissenschaftlichem Interesse. Heilung suchte er nicht, im Gegenteil fürchtete er sich, wie er offen bekannte, vor ihr. Schon 1921 und 1926/27 hatte er bei zwei verschiedenen Analytikern aus wissenschaftlichem Interesse ein Stück Analyse passiert, ohne eine tiefgreifende Änderung zu erfahren. Jetzt, im Jahre 1930, unternahm er einen neuen Versuch oder Scheinversuch. Das Hauptsymptom bestand in Impotenz. Hinzu kamen allerlei Ängste, die keinen besonders hohen Grad erreichten: Angst vor dem Einschlafen, vor Magenkrebs oder anderen Übeln, vor dem Jenseits. Auch die hysterischen Symptome, wie Kopfweh, Anästhesie in Arm und Schenkel, spielten keine erhebliche Rolle. Dem Leben stund er ziemlich gleichgültig gegenüber. Haß lag ihm gänzlich fern, Liebe wollte sich, abgesehen von einigen bald vorübergehenden Ausnahmen, nur in sehr schwachem Grade einstellen. Seltsamerweise führte er aber trotz dieser frostigen Einstellung auf Menschheit und Leben ein recht aktives Dasein. Nicht nur in der Naturwissenschaft, die später von der Psychologie abgelöst worden war, sondern auch in der Dienstleistung an Bekannte und Unbekannte legte er große Tatkraft an den Tag, ohne jemals stärkere Gefühle aufzutreiben.

Sein höchstes Ideal war seit mehr als fünfzehn Jahren, in einem buddhistischen Kloster den Rest seines Lebens zuzubringen. Da ihm dies unmöglich war, errichtete er wenigstens einen buddhistischen Hausaltar, vor dem er täglich Meditationsübungen oblag. In diesen Augenblicken stund er im Einklang mit seinen höchsten Wünschen, während die Berufsarbeit ihm als hartes Joch erschien. Dabei half er aus aller Kraft und teilte den Bedürftigen seine Gaben mit vollen Händen aus, sodaß er selbst oft arm war. Wer ihn nicht genau kannte, hätte ihm einen ungewöhnlichen Reichtum an Menschenliebe zugetraut, während er selbst bekannte, daß er für seine Nebenmenschen nur sehr wenig Gefühle auftrieb und auch bei aufreibender Arbeit in Kälte und Gleichgültigkeit verharrte. Der Zwiespalt zwischen dem Ideal des Nirwana, in dem Gefühl, Wille und Intellekt erloschen sind, und der grauen Wirklichkeit, die positive Leistungen fordert, machte ihm viel zu schaffen. Er litt unter dem Leben; aber es gelang ihm, auch diesen Weltschmerz in mäßige Temperatur zu bannen.

Das Ziel unserer Darstellung besteht nicht in einer Wiedergabe des ganzen Analysenfragmentes, das durchzuführen uns vergönnt war, sondern in der Aufdeckung der Determinanten, die zur buddhistischen Lebensstimmung und Lebensweise drängten. Zu diesem Zwecke müssen wir jedoch zunächst der allgemeinen Lebensentfaltung unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

I) Die allgemeine Lebensentwicklung

A) Ihr Ablauf

Der Vater unseres späteren Buddhisten war ein grundgütiger, intelligenter Mann, eifriger Christ, aber offenbar neurotisch beanlagt, obwohl es zu seinen Lebzeiten von wenigen anerkannt wurde. Die älteste sichere Erinnerung seines Söhnchens schildert den gebildeten Mann am Boden sitzend, wie er mit der einen Hand seiner Frau die Nähmaschine treibt, in der anderen ein Buch hält, aus dem er der Gattin vorliest. Ein großer Wohltäter gegen alle, besonders die Armen, wußte er die ökonomischen Interessen seiner Familie nicht zu wahren, sodaß gelegentlich Mangel bei ihr einkehrte. Die letzten 20 Jahre seines Lebens war er, angeblich infolge einer Diphtheritis, gelähmt und gänzlich arbeitsunfähig. Ein Arzt, der den Kranken genau untersuchte, erklärte, es handle sich nur um Hysterie. Gegen zwanzig Jahre lang ergab sich der Leidende hochgradigem Morphinismus.

Der Sohn liebte den Vater, dessen Güte und Freundlichkeit er nicht genug rühmen kann, merkwürdigerweise wenig. Nur Achtung vor ihm konnte er fühlen. Achtzehn Jahre lang unterstützte er den hilflosen Mann sehr reichlich, empfand aber beim Tode des Greises schwere Schuldgefühle, über deren Grund er sich keine Rechenschaft ablegen konnte. Gleichzeitig weinte der Sohn zum ersten Male seit seiner Kindheit sehr heftig.

Die Mutter, eine durch Schönheit ausgezeichnete Erscheinung, war in manchen Stücken das Gegenteil ihres Gatten. Kalt und unzärtlich gegen ihre Angehörigen, liebte sie es, in Gesellschaft zu glänzen und ihre außergewöhnliche literarische Bildung zur Geltung zu bringen. Stolz auf ihre aristokratische Herkunft, verstand sie die Liebe ihres Mannes zu den Geringen in keiner Weise und regte sich über seine Gleichgültigkeit in finanziellen Dingen beständig auf. Mit ihrer bitteren, sarkastischen Zunge bekämpfte sie die gesamte Lebenshaltung ihres Mannes, der ihr nicht ein einzigesmal widerstand, sondern ihrem herben Wesen stets dieselbe Freundlichkeit entgegenbrachte, aber freilich nicht im geringsten von seiner Lebenslinie abwich, wodurch er sie viel strenger bestrafte, als durch Tadel und heftige Auseinandersetzungen möglich geworden wäre. Die zwanzig Jahre dauernde Flucht in Lahmheit und Morphinismus bildete gleichfalls eine grausame Bestrafung der stolzen, vergnügungssüchtigen Frau. Zu ihren Lieblingsbeschäftigungen gehörten Musik und Kartenspiel; im letzteren soll sie außerordentliche Geschicklichkeit an den Tag gelegt haben.

Unser Analysand erlebte keine sonnige Kindheit. Die Mutter erwies ihm keine Zärtlichkeit. Um ihr Kind kümmerte sie sich von Anfang an wenig,

auch als es infolge ungenügender Nahrung dem Tode nahe kam. Dafür entwickelte sich in dem Knäblein noch vor der Schulzeit eine merkwürdige Freude an der Tötung kleiner Tiere, besonders der Käfer; 15jährig legte er begeistert die erste Sammlung von Tieren an und drei Jahrzehnte lang widmete er seine freie Zeit leidenschaftlich den Naturwissenschaften. Gegen alle Menschen introvertierte er schon als kleiner Junge stark.

Daß ein kleiner Vulkan hinter dem meistens so ruhigen Bürschlein steckte, beweisen allerlei kleine Erlebnisse: Der 4jährige Knirps warf das Messer nach der Wärterin, sodaß es in der Wand stecken blieb. Zur Strafe auf den Estrich gesperrt, schleuderte er den Waschkrug und die Schüssel in die Tiefe. Als er an der Grenze des Jünglingsalters angelangt war, zerstörte ihm der um 14 Jahre jüngere einzige Bruder ein Bienennest; zur Strafe hielt Diethelm den Kleinen so vor die Trümmer, daß die erzürnten Bienen ihn jämmerlich stachen. Verräterisch ist das folgende Spiel, das eine der frühesten Erinnerungen bildet: Der freundliche Vater hatte seinem Bübchen zwei Pelzpferdchen geschenkt. Das eine liebte der Kleine und behandelte es gütig. Das andere dagegen schlug er und gab ihm kein Futter. Ersteres trug die Farbe der Pferde des Vaters, letzteres erinnerte durch seine Farbe an die Mutter.

Das Gegenstück zu dieser Behandlung eines künstlichen Tieres bildet die Liebe zu den Katzen. Als ganz klein hatte er die dem Kindermädchen gehörende Katze aus Eifersucht mit Steinen beworfen. Bald begann er jedoch die Katze zu lieben. Wir kommen später darauf zu sprechen.

In der Mittelschule zeichnete er sich durch Intelligenz aus, und auch die Universität bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Dagegen schuf ihm das Triebleben manche Unannehmlichkeiten.

Sechsjährig sah er bei kaltem Wetter, wie ein Pferd defäzierte, und berührte den Kot, als er aufgehört hatte, zu dampfen. Vierzehnjährig holte er mit der Hand Fäkalien aus dem Rektum eines Pferdes und erfuhr darnach eine Pollution. Fortan phantasierte er oft vom Sexualakt mit Pferden, zwangsmäßig im Alter von mehr als vierzig Jahren während eines Fieberanfalles, und später tauchte in Träumen dieselbe Phantasie auf. Auch in auterotischer Richtung betätigte er sich: Mit 14 Jahren begann er zu masturbieren, zuerst um Keimstoff unter dem Mikroskop sehen zu können. Nachher klagte er dem Vater, er habe Kinder getötet, indem er Spermatozoën vergeudete.

Mit 12 Jahren las er in einem zufällig erwischten Buche über Autofellatio, und die Erinnerung ließ ihn nie wieder völlig los. Mit 18 Jahren verkehrte er mit einer Dirne.

In seinem Berufe ausgebildet, gab er den größten Teil seines Einkommens dem gelähmten Vater, sodaß er selbst in ärmlichen Verhältnissen blieb und später wußte er es so einzurichten, daß er wiederum für andere seine Einkünfte verwenden mußte und meistens selbst von der Hand in den Mund zu leben hatte. Dabei fühlte er sich jedoch wohl, so weit seine Gefühlsstumpfheit es zuließ. In Kleidung und Nahrung beschränkte er sich auf das Notwendigste, sodaß er sich schon in seinem äußeren Auftreten von seinen Standesgenossen unterschied. Einmal leistete er sich acht Jahre lang kein neues Kleid. Auch die Wohnung mußte, was wenigstens sein eigenes Zimmer anbetrifft, allen Comfort entbehren.

Gegen das Ende der zwanziger Jahre verliebte er sich in eine durch Schönheit ausgezeichnete Künstlerin, die ihm Freundschaft entgegenbrachte, dagegen seine Bewerbung zurückwies. Eigentümlicherweise erlitt er ihr gegenüber ein Schuldgefühl, das er rationalisierend an folgende Szene heftet: Ein Jude kritisierte ihre Kleidung. Als sie es dem Freunde mitteilte, suchte er sie zu trösten mit der seiner sonstigen Güte gegen alle Menschen widersprechenden Frage: „Was können Sie von einem solchen Juden erwarten?“ Zu seiner Verblüffung entgegnete sie, sie sei selber eine Jüdin. Obwohl er mit ihr in keinem engen Kontakt stand und nicht das geringste sinnliche Gefühl für sie hegte, bat er sie um ihre Hand, wozu der Wunsch, das ihr zugefügte Unrecht wiedergutzumachen, erheblich beitrug.

Nachdem er eine Absage erlitten hatte, heiratete er im Jahre 1904 „aus Rache und pathologischem Schuldgefühl“ die Schwester der stolzen Künstlerin. Hinzu kam ein weiteres Motiv: Seit drei Monaten betäubte er sich mit Chloroform, indem er daran roch und es im letzten Augenblick entfernte. Dieses lebensgefährliche Verfahren glaubte er nur mit Hilfe der Ehe überwinden zu können, was denn auch unter größter Anstrengung nach einem einzigen Rückfall gelang. Auch vom Morphiumgenuß, dem er sich einige Zeit ergeben hatte, konnte er sich befreien. Seine Frau war nicht ebenso schön, wie die gefeierte erste Geliebte, aber eine gütige, rücksichtsvolle, edelgesinnte Natur. Ihr Gatte liebte sie nicht mit starken Gefühlen, benahm sich aber gegen sie ritterlich und freundlich, bis es 1916 zum jähen Bruche kam. Bis zu diesem Zeitpunkt war er nicht geradezu glücklich, aber doch zufrieden und wünschte sich kein besseres Los. Kinder wünschte er nicht, da er befürchtete, ein Söhnchen zu bekommen. Seine eigene Jugend hatte ihm schon als Knaben den Gedanken eingeflößt, daß Knaben am Leben leiden müssen. Sexuell bot ihm diese Ehe nichts, und er wünschte sich nicht mehr.

Eines Tages sah er jedoch zufällig ein sehr schönes Weib vor einem Schaufenster stehen und sagte sich augenblicklich, sie müsse seine Gattin

werden. Sie glich äußerlich sehr der Mutter, war aber durch und durch eine Dirnennatur und nach dem Ausdruck meines Analysanden ein Vampyr gefährlichster Art. Sechs ihrer Liebhaber und Ehemänner soll sie in den Tod oder ins Gefängnis getrieben haben. Gerne nahm sie die unerwartete Bewerbung an, da sie für sich und ihre fünf Kinder von der Heirat sichere Versorgung erwartete. Diethelm bekannte seiner ersten Gattin, daß seine Liebe einer anderen gehöre, und sie willigte großmütig, obwohl sie ihren Mann liebte, in die Scheidung ein. Zum Lohn gab ihr der bisherige Lebensgefährte seine ganze Habe und sicherte ihr einen sehr erheblichen Teil seines Einkommens zu. Gewissensbisse erlitt er nicht, wiewohl er wußte, wie viel Schmerz ihr die Verstoßung bereitete. Die Folge war, daß es ihm fortan trotz sehr bescheidener Lebensweise unmöglich war, die zur ökonomischen Sicherung seiner Angehörigen nötigen Ersparnisse zu machen, und daß er oft seine Rechnungen nur mit größter Mühe bezahlen konnte.

Im Gegensatz zur asketischen ersten Ehe nahm die zweite, 1916 geschlossene, einen wilden Verlauf. Seelischer Kontakt war in keiner Weise vorhanden; dagegen wirkte sich die Dirnennatur der Frau in vollem Maße aus. Noch vor der Scheidung von der ersten Ehefrau überraschte sie der Liebhaber bei der Heimkehr von einer Reise auf Untreue und wollte in der ersten Aufwallung den Rivalen erschießen. Die Ungetreue aber beruhigte ihn — und infizierte ihn in derselben Stunde mit Gonorrhoe. Auf seine Liebe übte diese Erfahrung nicht den geringsten Einfluß aus. Nun ergab er sich auf einer weiteren durch den Beruf verlangten Reise leidenschaftlichem Spiel, dessen Ertrag er sofort der Geliebten übersandte. Nach erlangter Ehescheidung heiratete er sie.

Die Desublimierung des sexuell zuvor so kühlen Mannes ging so weit, daß er sich 2 Jahre lang häufig mit seinem kleinen Stieftöchterchen sexuell verging. Dadurch belastete er jedoch sein Gewissen schwer. Das ungeistige, maßlos sinnliche Treiben in der Ehe ekelte ihn allmählich an, zumal er seine Buhlerin wiederum auf Ehebruch ertappte. Eines Tages ließ das ruchlose Weib einem Liebhaber, den sie zur Verzweiflung getrieben hatte, sogar einen der Revolver ihres Gatten, damit er sich damit umbringe. Die Waffe wurde neben dem Toten aufgefunden, und wenn nicht zufällig die Nummer darauf gefehlt hätte, so wäre ihr Eigentümer als Mörder verklagt worden. Schließlich mußte 1924 die unglückselige Ehe gelöst werden, nachdem die Frau sich einem anderen angeschlossen hatte und skrupellos ihrer Wege gegangen war.

Diethelm hielt sich nun längere Zeit von Frauen fern. Dann schloß er Freundschaft mit einer Frau, deren Anmut er bewunderte, und die ihn zu heiraten wünschte. Er konnte jedoch den Schritt nicht tun, da die Entschluß-

kraft versagte. Eines Tages wurde ihm von einem Bekannten ein gemütskrankes braves Mädchen anvertraut, das an schwerem Lebensüberdruß litt und auch ökonomisch hilflos dastand. In ritterlicher Weise nahm er sich ihrer an und half ihr aus der Not, so gut er konnte. Jede selbstsüchtige oder unlautere Absicht lag ihm fern. Auch nachdem er sie in seine Wohnung aufgenommen hatte, dachte er lange Zeit nicht im entferntesten an erotische Beziehungen. Endlich aber kam es zu Intimitäten, die er als schwere Verschuldung empfand, weil ihm das Mädchen zum Schutz übergeben worden war und noch immer unter schweren Selbstmordimpulsen litt. Sie hatte eine sehr unglückliche Jugend hinter sich. Der Vater hatte sich an ihr in ihren Kinderjahren sittlich vergangen, und die Mutter war lieblos und hart gegen sie gewesen. Die Atmosphäre im Elternhaus erinnerte an Strindbergs Totenhaus. Die Geliebte war äußerst intelligent und gutherzig, gütig und selbstlos, aber eben schwer leidend. Dem Freunde brachte sie jedes Opfer, und insbesondere fügte sie sich darein, daß er in seinem Gefühlsleben gehemmt war. Nach langem Zögern ließ er die andere Freundin fallen und heiratete 1927 die Kranke, mit der er seit 1½ Jahren Beziehungen unterhalten hatte, ohne eigentlich zu lieben. Die erstere Freundin hätte ihn wieder in das frühere wildsinnliche Wesen gelockt, und an letzterer hatte er sich versündigt. Darum mußte er sie heiraten.

Die Ehe nahm einen ungünstigen Verlauf. Zwei Wochen nach der Heirat erfuhr er, daß seine Frau durch die Geburt eines Kindes in Lebensgefahr geraten würde, und von Stund an brach Impotenz aus. Die Liebe, die stets einen bescheidenen Grad innegehalten hatte, sank noch tiefer. Doch bewahrte er eine große Hochschätzung vor ihrem trefflichen Charakter und ihrer geistigen Begabung. Nie versagte er ihr eine Bitte, nie widersprach er ihr. Er blieb der rücksichtsvollste, ritterlichste Gatte. Obwohl es ihn mächtig lockte, den Einsiedler zu spielen, widmete er ihr viel Zeit, und er zwang sich zu kleinen Zärtlichkeiten, die seinem Gefühl widerstrebten. Fortwährend beherrschte ihn eine gewisse Unruhe, die Gemütsleidende könnte seinen wahren Zustand erkennen und ihn durch Selbstmord aus seiner schwierigen Lage befreien. Dies zu vermeiden, schien ihm die wichtigste Aufgabe seines Lebens zu sein; ihr opferte er jeden Anspruch auf eigenes Glück, wenn etwa einmal der Gedanke an seine mißliche Lage in ihm aufdämmerte. So war er denn weder unglücklich, noch glücklich. Er dämmerte einfach dahin und machte in buddhistischen Meditationen aus seiner Not eine Tugend. Wie das ganze Leben und die Ehenot, so waren auch die deutlichen Krankheitssymptome, die wir erwähnten, die Ängste, Anästhesien und Kopfschmerzen in seinen Augen nichts. Als er bei Beginn der Analyse an einer Infektion ernstlich

erkrankte, schien ihm der Tod wie das Leben unerheblich. Dabei war er in seinem Berufe recht aktiv, obwohl er das buddhistische Klosterleben mit seiner stillen Meditation bei weitem vorgezogen hätte.

B) Psychoanalytische Beleuchtung

Bevor wir uns unserem Hauptgegenstand, der religiösen Entwicklung, zuwenden, wollen wir die vorliegende Skizze analytisch prüfen.

Die offenbar vorherrschende Introversion zwar nicht des Intellektes, wohl aber des Gefühlslebens geht auf die bei der Mutter erlebten Liebesenttäuschungen zurück. Immer wieder mit seinem Zärtlichkeitsangebot von ihr zurückgewiesen, haßt er sie; allein auch diese Regung darf sich nicht durchsetzen. Deshalb bleibt nur die stoische Teilnahmslosigkeit übrig, die sein ganzes Leben auszeichnet. So schützt er sich vor neuen schmerzlichen Erfahrungen.

Die Mutter begehrt er im Grunde, aber mit dem Vater identifiziert er sich. Auch dieser verbarg hinter der Maske des liebevollen, sich beinahe bis zur Karikatur erniedrigenden Gatten — er treibt am Boden sitzend seiner Frau die Nähmaschine und liest ihr gleichzeitig vor — den tiefen Gram, der sich schließlich in zwanzigjährige Lahmheit und Morphinismus begrub. So benahm sich auch Diethelm als aufmerksamster und ritterlicher Ehemann und flüchtete sich in Chloroform- und Morphiumbetäubung. Er wird zum Wohltäter an Armen, wie der Vater, sorgt aber wenig für die ökonomische Sicherung der nächsten Angehörigen, wenn er ihnen auch so viel als möglich von seinen fließenden Einnahmen übergibt. Dabei liebt der Sohn den herzenguten Mann nicht, obwohl er von ihm mit Zärtlichkeit überschüttet wird. Dies erklärt sich einerseits aus der starken Odipusbindung, andererseits aus der leisen Einsicht, daß ihm die Angleichung an den Vater den größten Teil seines Lebensglückes geraubt hat.

In der frühen Beschäftigung mit Käfern steckt sadistischer Grimm auf die eigene freudlose Kindheit. Die grausamen Wünsche, die er an den Eltern nicht auslassen konnte, betätigte er an kleinen Tieren. Die Freude an ihrer Tötung bemäntelt er mit wissenschaftlichen Interessen, wie wir später beweisen werden.

Angleichung an den Vater erblicken wir auch in der freigiebigen Unterstützung des früher so freigiebigen, später hysterisch lahmen Mannes, dem er auf diese Weise einen sehr schlechten Dienst leistete, weil er ihn bis zu seinem Tode im Kerker seiner Psychoneurose festhielt. — Dafür haßt er die meisten Berufskollegen des Vaters.

In der fast ärmlichen Kleidung und Zimmereinrichtung negiert er die

Mutter, die so sehr auf schöne Äußerlichkeiten ausging. Dasselbe geschieht in der Abneigung gegen Literatur und Musik. Dagegen liebt er zu Zeiten das Spiel um erhebliche Geldbeträge und tut es dabei in hervorragender Geschicklichkeit ihr gleich.

Die erste Liebe, wie die erste Ehe haben Muttersurrogate zum Gegenstand, wobei die Mutter als reines Wesen in Betracht kommt. Die Beziehung ist demgemäß in der Ehe fast frei von Sinnlichkeit. Höchst auffallend ist die starke Gewissensreaktion nach der nicht einmal ernst gemeinten antisemitischen Bemerkung: „Was können Sie von einem solchen Juden erwarten?“ Im Schuldgefühl, das zum Heiratsantrag drängt, müssen alte Schuldgefühle investiert sein. Ich bedaure sehr, daß die Analyse auf sie nicht eintreten konnte. Nicht weniger verwunderlich als die übertriebene Strenge des Gewissens ist die Herzlosigkeit, mit der Diethelm seine wackere, liebevolle Gattin verstößt, und die Selbstverständlichkeit, mit der er sein eingestandenes Unrecht durch das Opfer seines Besitztums gesühnt zu haben glaubt.

Das letztere Verhalten scheint eher erklärlich. In der zweiten Ehefrau findet er die ihr körperlich ähnliche Mutter wieder. Die lange gezügelte Sinnlichkeit bricht machtvoll hervor. Die Mutter als Dirne schlägt die keusche Mutter aus dem Feld, das Es setzt rücksichtslos seine Ansprüche an das Über-Ich durch. Freud hat in einem klassischen Aufsatz diese Polarisierung beim Unverheirateten geschildert (Ges. Schriften V, 202). Hier sehen wir sie in einer Folge von Heiraten. Diethelm muß Gefühlen nachgeben, die Zwangscharakter angenommen haben. Die Desublimierung setzt sich mit unwiderstehlicher Gewalt durch. Die Stimme des Gewissens wird brutal überschrien und verdrängt. Wir sehen voraus, daß sie sich desto gewaltiger durchsetzen wird.

Die Konzession an das Triebleben auf Kosten des Gewissens führt zum fortgesetzten Mißbrauch des Stieftöchterchens. Der unbewußte Ankläger rächt sich für seine Mißachtung, indem er den Schuldigen in noch tiefere Schuld hinabreißt.

Die Leidenschaft für die herzlose Frau schwand erst, als er entdeckte, daß er den Vater bei ihr als Mutterersatz doch nicht überwinden konnte, indem sie sich immer wieder mit andern Männern einließ. Auch konnte er die geistigen Ansprüche, die auf die Mutter gerichtet waren, nicht auf die Dauer bei der verräterischen Ehefrau unbefriedigt sehen.

In der nach der zweiten Scheidung gefundenen Freundin erlebt die erste Geliebte eine Neuauflage, damit aber eigentlich die wegen ihrer Schönheit bewunderte Mutter. Die neue Geliebte war jedoch weder eine Heilige, noch

eine Dirne. Für das erste war sie für weitgehenden Flirt zu empfänglich, für eine Dirne zu gewissenhaft. Es wäre wohl zur Ehe mit ihr gekommen, wenn nicht das Schuldgefühl des Liebenden Einsprache erhoben hätte.

Diethelm mußte die Schwerkranke darum heiraten, weil er sich an ihr, die ihm in Schutz und Pflege anvertraut worden war, sexuell vergangen hatte. Das am Stieftöchterchen begangene schwere Unrecht schrie nach Sühne. Er sah das Kind in die hilflose Gemütsleidende hinein. Die erheblichen intellektuellen, ästhetischen und moralischen Eigenschaften des Mädchens erleichterten ihm die Rationalisierung seines Dranges, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Daß die Schutzbefohlene vom eigenen Vater sexuell mißbraucht worden war, erleichterte die Identifikation mit dem Töchterchen, versetzte aber zugleich ihn in die Vaterrolle. Die Annäherung erfolgte übrigens unmittelbar nachdem das Mädchen ihm das furchtbare Kindererlebnis anvertraut hatte; um sie zu trösten und seiner Achtung zu versichern, küßte er sie und in ihr das Stieftöchterchen. Aber auch an die Mutter erinnerten einzelne ihrer Züge, und es ist auffallend, wie geschickt er es verstand, in der Ehe diese Ähnlichkeiten zu vermehren. Während die Pflegebefohlene und Braut ihm die größte Freiheit gelassen hatte, wurde die Gattin mehr und mehr zur gestrengen Erzieherin des weit älteren Gatten. Sie verlangte Aufschluß, wohin er gehe, forderte absolute Pünktlichkeit, während er bisher sich frei bewegt hatte, nahm alles Geld in Empfang und stellte nur ein bescheidenes Taschengeld zur Verfügung, während sie selbst kostspielige Kleider beanspruchte. Diethelm glich sich dem Vater vollkommen an, indem er sich schweigend fügte und auch bei grundlosen Vorwürfen der liebeiche Mann blieb. Er war der Büsser, der sein Leiden klaglos hinnahm. Allerdings konnte er mitunter, wenn ihm die Gattin die ersehnte Gemütsruhe gar so heftig störte, bewußte Todeswünsche gegen sie nicht verhindern, schüttelte sie aber sogleich von sich ab. Wenn er ihr des Morgens begegnete — er schlief im entlegensten Zimmer der Wohnung, — wurde er von heftiger Müdigkeit befallen, die wich, wenn er seine Berufsarbeit antrat. Hinter der neurotischen Müdigkeit steckt bekanntlich sehr oft Liebesmüdigkeit. Die Rolle des Beschützers hatte er mißbraucht und sich in die unmögliche Stellung des Liebhabers versetzt. Aber keiner der beiden Aufgaben war er gewachsen. Seltsame sadistische Phantasien stellten sich ein: Mit einem fremden benutzten Condom wollte er seine Frau schwängern, da er vermutete, sie müßte an der Geburt sterben. Aber empört warf er die Vorstellung, in der er sich unbewußt mit dem Vater identifizierte, weg. Wir verstehen damit die erst nach der Eheschließung ausbrechende Impotenz noch nicht ausreichend, haben jedoch die wichtigste Determinante auf-

gefunden. Wir nehmen hinzu, daß kurz vorher die Gattin begonnen hatte, ihr früheres nachgiebiges Wesen preiszugeben und sehr energisch Rechte geltend zu machen, die den Lebensplänen und -gewohnheiten ihres Mannes zuwiderliefen. Das Unangenehmste war, daß sie sich mit dem neu bezogenen Wohnsitz, nach dem sich ihr Gatte seit vielen Jahren gesehnt hatte, nicht einverstanden erklärte und energisch Übersiedlung in ein anderes Land verlangte. Infolge seiner Vateridentifikation mußte er nachgeben, dabei aber maximale Abgeschlossenheit, die der gefühlsmäßigen Introversion entsprach, mit einem unruhigen Getriebe im Strudel einer großen Stadt vertauschen. Dadurch wurden die einst auf die Mutter gerichteten Todeswünsche angestachelt und der Gattin zugewandt.

Das wichtigste dem Ausbruch der Impotenz vorangehende Motiv haben wir bereits genannt; er entdeckte nämlich, daß seine Gattin infolge einer Operation nicht Mutter werden dürfe, da sie bei der Geburt der schwersten Lebensgefahr ausgesetzt würde. Ein Chirurg stellte allerdings die Gefahr als weniger erheblich hin.

An die Sicherheit des Präservativverkehrs glaubte er nicht. Sein Unbewußtes wollte sich für den Todeswunsch bestrafen und gleichzeitig absolut schützen, indem es Impotenz verhängte. Damit war gleichzeitig auch die Ehefrau bestraft. Vierzehn Tage nach der Eheschließung, gleich nach der Entdeckung der durch Schwängerung drohenden Gefahr, brach die Impotenz aus. Alles sexuelle Begehren erlosch vollständig und bleibend.

Im Hinblick auf die zu untersuchende Psychologie des Buddhismus wollen wir nicht unterlassen, auch die wichtigsten der übrigen Determinanten zusammenzustellen, wiewohl sie schon vor Ausbruch der Impotenz vorhanden waren und daher nicht den Ausschlag gaben:

Identifikation der Gattin mit der mißbrauchten Stieftochter. Flucht vor der Mutter (Ödipusschuld).

Schutz vor den Ausschweifungen und Perversitäten in der zweiten Ehe, in einem lange anhaltenden illegitimen Verhältnis und mit Prostituierten.

Schutz vor eigenen Söhnen, denen er das eigene schwere Los ersparen wollte.

Das asketische Lebensideal, das durch ein normales Eheleben zerschlagen wurde; die Impotenz ist ein Stück konjugalen Buddhismus'. Neubahnungen, die aber nur in Träumen sich geltend machten, waren Rückkehr der Begierde nach dem Rektum von Pferden, nach Fellatio, Autofellatio und Cunnilingus. Oft ängstigte ihn die Vorstellung der vagina dentata.

II) Der Aufbau des buddhistischen Lebensideals und seiner Verwirklichung

A) Die geschichtlichen Tatsachen

Als Knabe verfiel Diethelm infolge von Liebesverweigerung einer Gefühlsabstumpfung, die wir als stoisch bezeichnen würden, wenn sie weltanschaulich begründet wäre. Unzweifelhaft wurden aber nicht nur Liebe, sondern auch Haß und Sadismus in reicher Fülle verdrängt. Es sei daran erinnert, wie der Knabe das Messer nach der Wärterin warf, das eine Pelzpferdchen schlug und hungern machte und den Bruder von Bienen stechen ließ.

Sein Haß richtete sich nicht nur auf die Mutter, sondern auch auf den Vater. Eines Tages stellte ihm die Mutter in Aussicht, daß er vom Vater gepeitscht werde, da er eine Unart begangen hatte. Wirklich schlug der sonst so überaus milde, gütige Mann, ohne zu untersuchen, aus Nachgiebigkeit gegen seine Gattin, den Kleinen. Nach Schluß der Prozedur weinte dieser und wünschte, er hätte dem Vater die Augen ausgekratzt. Danach weinte er aber viel stärker, weil er diesen häßlichen Wunsch gehegt hatte, und nie wieder tauchte ein ähnlicher Gedanke auf. Dafür stellte sich dann und wann der Wunsch ein, Menschen zu zerstückeln und in die Toilette zu werfen. Eine Verhinderungsphantasie schilderte, wie die Toilette zu voll würde, und wie den Nachbarn das häufige Spülen auffallen müßte. Allein im Großen und Ganzen herrschte eine stoische Denkweise vor und befestigte sich immer stärker.

Die Stellung zum Christentum wurde frühzeitig eine gespannte. Den ersten äußeren Anlaß gab ein Erlebnis, das ungefähr in sein achttes Lebensjahr fällt. An einem christlichen Fest kaufte er für seine Mutter ein Rahmtöpfchen, das anscheinend mit Bonbons gefüllt war. Es stellte sich nachträglich heraus, daß sich auf dem Boden Papier befand, sodaß nur wenig Süßigkeit vorhanden war. Obwohl das dem Preis angemessene Objekt einem gemeinnützigen Zweck diente, war der Knabe über den angeblichen Betrug entrüstet, zumal er selbst kurze Zeit früher, als er Erbsen gegen Bezahlung ausschälte, wirklich durch Einlage eines dicken Papierbodens betrogen hatte. Ferner schenkte ihm eine Sonntagsschullehrerin unechte Briefmarken. Zwei Jahre später verdächtigte er einen Geistlichen, der ihn zu Schachspiel und Abendessen eingeladen hatte, er habe es nur getan, um ihn zum Schüler zu gewinnen, und ließ sich daher später zum Bedauern des Vaters nicht konfirmieren.

Die Neigung zum Buddhismus wurde erst gegen Ende der Dreißigerjahre stark. Vorher las unser Analysand mit großem Interesse buddhistische Bücher, doch blieb das Interesse intellektuell. Von der zweiten Gattin, mit der er 1916—24 in sinnlicher Ehe verbunden war, war er öfters aus Berufsrücksichten längere Zeiträume abwesend, namentlich in der Zeit, als die Verfehlungen mit dem Stieftöchterchen vorkamen, aber auch sonst noch. Die Sehnsucht nach einer buddhistischen Lebensauffassung und -führung war in dieser Zeit oft sehr stark; allein bei der ihn sinnlich bestrickenden Ehefrau brach diese Tendenz jeweils plötzlich zusammen. So war er in diesen Jahren ein Buddhist und keiner. Erst nach der Ehescheidung blieb der Buddhismus Alleinherrscher. Gegen Mitte der Vierzigerjahre oder etwas vorher — Diethelm widerspricht sich in seinen Angaben — trat er vollständig zum Buddhismus über und entrichtete einer buddhistischen Religionsgemeinschaft regelmäßig seine Beiträge.

Ein merkwürdiger Umschwung vollzog sich gleichzeitig in seinem Denken. Bisher hatte er die Naturwissenschaft geliebt und erfolgreich gepflegt. Jetzt wandte er sich gänzlich von ihr ab, da der Buddhismus ihm verbot, Tiere zu töten. Dafür interessierte er sich nicht weniger lebhaft für Geisteswissenschaften, insbesondere für Psychologie. Die Liebe zu den Katzen wuchs sich zum Katzenfetischismus aus. Er umgab sich mit drei unschönen Exemplaren des Katzensgeschlechtes, ließ sie seine sonst gepflegte Wohnung durch Urin besudeln, auf dem Eßtisch die Speisen kosten und in seinem Bette schlafen. Der sonst sehr reinliche Mann schilderte beinahe mit Stolz, jedenfalls aber mit Humor, wie die Flöhe aus dem Pelz seiner Nachbarinnen über sein Gesicht wandern und sich wieder an ihren warmen Stammsitz zurückbegeben. Auf Erziehung der recht bedenklichen Vertreterinnen ihrer Gattung verzichtete er, da er zu Schlägen seine Zuflucht hätte nehmen müssen, was ihm als schweres Unrecht erschienen wäre. Dafür richteten seine vierbeinigen Freundinnen in der Nachbarschaft Unfug an, sodaß die Polizei eingriff und dem Katzenidyll ein jähes Ende bereitete. Als eines der geliebten Wesen starb, wickelte er es in Seide und bereitete ihm bei Sonnenuntergang eine feierliche Bestattung. Offen bekannte er, daß ihn der Tod einer seiner Katzen viel mehr schmerze, als der Hinschied seines besten Freundes. Die Art, wie er sich mit den Unreinlichkeiten und dem Ungeziefer seiner Katzen abfand, verrät buddhistisches Fühlen oder Nichtfühlen. Mit Hunden konnte er sich dagegen nie befreunden.

Das Heimweh nach dem buddhistischen Kloster, in dem er frei von allen weltlichen Interessen ganz nur seinen Studien leben konnte, behauptete sich durch allen Wechsel der Zeit. Warum er dennoch ein drittesmal heiratete

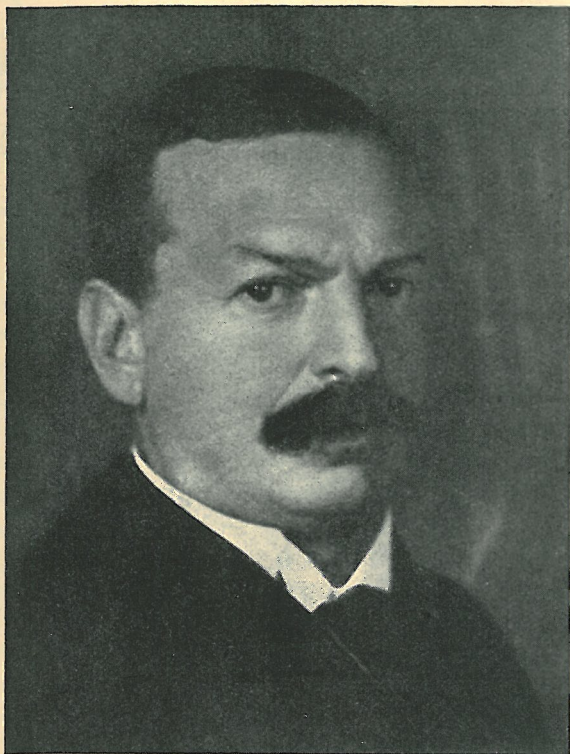
und sich die Erfüllung seines Mönchswunsches verunmöglichte, haben wir vernommen (Selbstbestrafung).

In dieser letzten Ehe, die ihm so viel Mühsal verursachte, suchte er nach Kräften seine Ideale zu pflegen, freilich teilweise recht äußerlich. Er meditierte vor seinem Hausaltar, ließ sich die Fingernägel auffallend lang wachsen, deutete in seiner Kleidung den Buddhismus an und gab sich dem Plane hin, sein Haus nach dem Tode der Gattin zu einem Buddhistentempel umzuwandeln. Auch in der Nahrung kam er dem Gesetze Buddhas so nahe als möglich, ohne jedoch grundsätzlich Vegetarianer zu werden. Daß sein Denken eine etwa katatonische Steifheit und Insichgekehrtheit annahm, entging ihm nicht. Es bildete seinen beständigen Kummer, daß er sich nicht völlig dem Buddhismus ergeben konnte.

B) Psychoanalytische Bearbeitung der Entwicklung zum Buddhismus

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß die Richtung zum Buddhismus nur einen Spezialfall der allgemeinen Entwicklung darstellt. Es verlohnt sich aber, diesem geistigen Wachstumsprozeß im Einzelnen nachzugehen.

Der den größeren Teil der bisherigen Lebensstrecke beherrschende Stoizismus entspringt der affektiven Introversion, die der Ödipusbindung entstammt und einen Selbstschutz darstellt. Wir wiesen schon darauf hin, wie der Sohn, dessen Zärtlichkeitsbewerbungen um die Mutter beständig abgewiesen wurden, sich von der Mutter zurückzog. Ebenso wurde der gegen sie gerichtete Haß, der sich im Messerwurf gegen die Wärterin äußerte, wie auch der Grimm auf den herzensguten Vater vom Gewissen zurückgewiesen. So war eine Hamletbindung bewirkt, was das Gemütsleben anbetrifft, während die intellektuelle Extraversion verstärkt wurde. Diethelm neigte zu starkem Sadismus, wie wir auch aus den Steinwürfen nach der beneideten Katze der Wärterin, aus der grausamen Behandlung des von Bienen gequälten Bruders, aus der Tötung unzähliger Tiere im Namen der Wissenschaft, aus dem Wunsch, Vaters Augen auszukratzen, Menschen zu zerstückeln und in die Toilette zu werfen, erfahren. Hinzu kommen die sexuellen Begierden, deren Befriedigung in Gewissensnöte treibt: Der auf Pferde gerichtete Analerotismus, hinter dem wohl eine Geburtsphantasie steckt, Masturbation usw. Der in seinem Liebes- und Glücksbegehren getäuschte Knabe flüchtet sich in den Stoizismus, wie sich die erschreckte Schnecke in ihr Haus verkriecht. Nur bleibt er in seiner Isolierung, um weiteren Enttäuschungen zu entgehen.



Oskar Pfister



1



2



3



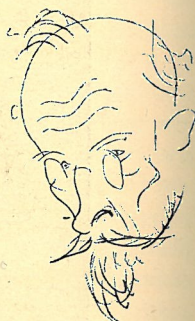
4



5



6



7

Karikaturen schweizerischer Psychoanalytiker

- 1) Dr. Kielholz, Königsfelden-Aargau — 2) Pfarrer Pfenninger, Neftenbach-Zürich —
 3) Dr. Behn-Eschenburg, Zürich — 4) Dr. Sarasin, Basel — 5) Pfarrer Dr. Pfister,
 Zürich — 6) Zulliger, Ittigen-Bern — 7) Tobler, Kaltbrunn-St. Gallen

Aus dem Karikaturenalbum von Olga Székely-Kovács und Robert Berény enthaltene Karikaturen der Teilnehmer am Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Salzburg, Ostern (erschieden als Privatdruck im Internationaler Psychoanalytischen Verlag in Wien)

Die Ablehnung des Christentums stammt ebenso aus der Beziehung zu den Eltern wie aus Schuldgefühl. Der fromme Vater, der in seiner Religionsgemeinschaft eine führende Rolle spielt, stößt ihn bewußt ab, nicht nur, weil er die Mutter zum Weibe hat, sondern auch, weil er sich auch seiner schönen, aber herzlosen Frau unterwirft (vergl. die früheste Erinnerung an den auf dem Boden sitzenden, die Nähmaschine bewegendenden und zugleich vorlesenden Vater, sowie an die auf den Wunsch der Mutter ungeprüft erfolgende Züchtigung mit der Peitsche). In die Sonntagschullehrerin, die ihm unächte Briefmarken schenkte, projizierte er die Mutter, die ihm so manchen Wunsch unerfüllt ließ, in den angeblich eigennützig einladenden Geistlichen den Vater, der ihn in seine Gemeinde locken wollte. Besonders wichtig aber ist, daß er seine eigene absichtlich begangene Unredlichkeit, in der er in sein Gefäß mit Erbsen einen dicken Papierboden legte, in das am christlichen Fest gekaufte Rahmtöpfchen hineinsah, obwohl das Kaufsobjekt seinem Preise entsprach, und eine Verpflichtung für die Verkäufer zur Füllung mit Bonbons nicht bestund.

Erinnern wir uns, daß dem Ausbruch des Buddhismus, der bisher nur mit intellektuellem Interesse betrachtet worden war, zwei Stadien von Betäubungssucht vorausgegangen waren: Mit Morphium und Chloroform entzog er sich der peinlichen Wirklichkeit, beides vor der ersten Eheschließung und nach der Zurückweisung seines ersten Heiratsantrages. Wir erblicken hierin eine Angleichung an den Vater, der zwanzig Jahre lang dem Morphinismus ergeben war, offenbar hauptsächlich, weil ihn seine starke Liebe zur kalten Gattin und die schlechte Finanzlage quälten. Diese narkotische Flucht aus den Leiden des Lebens ist ein Vorläufer der religiösen in den Buddhismus. Der Sohn mußte einsehen, daß ihm Lahmheit und Morphinismus nicht ebenso möglich waren, wie dem Vater, für den er sorgte, denn er selbst verlor Stellung und Einkommen, er mußte in Jammer und Schande fallen, wenn er weiter dem Morphinismus frönte, und dagegen sträubte sich sein Narzißmus. Der Übergang vom Morphium zum Chloroform riechen bedeutet eine Annäherung an den Selbstmord: Hielt er das Fläschchen eine Sekunde zu lange vor die Nase, so verfiel er dem Tode. Dagegen protestierte sein Wille zum Leben. Der Buddhismus verhiess Betäubung ohne derartige narzißtische Kränkungen und machte sie erst noch im Namen einer uralten Kulturreligion, in der hohe ethische Werte steckten, zur Tugend.

Vorerst konnte das buddhistische Lebensideal sich nicht durchsetzen. Das Es siegte über das Über-Ich. Die Triebe drängten nach dem Weibe. Vollbewußt schloß Diethelm eine Ehe, um dem Chloroformtod zu entgehen.

Wir verstehen, daß damit dem Buddhismus ein starker Zufluß entzogen wurde, wenn auch die Ehe den Trieben wenig bot.

Unser Introvertierter verharnte daher im Stoizismus, den er über zwei Jahrzehnte praktisch verwirklicht hatte, bis ihn der Anblick eines durch Schönheit und sinnliche Reizmittel ausgezeichneten Muttersurrogates in die stärkste Desublimierung hinunterriß. Er erkannte die Maßlosigkeit seiner Triebansprüche, die Unfreiheit, in die er sich verstrickte, und das Schuldgefühl wegen der am Stieftöchterchen zwei Jahre lang immer wieder begangenen sexuellen Delikte lastete schwer auf ihm. Alles bestätigte ihm die Berechtigung der buddhistischen Resignationsstimmung, die sich schon während der langen Abwesenheit von der nur sinnlich geliebten Frau immer wieder vordrängte.

Die Auflösung der Unglücksehe verhalf dem Buddhismus zum Siege, so weit im Alltagsleben eine Durchführung buddhistischer Grundsätze möglich ist. Die Preisgabe der bisher heiß geliebten Naturwissenschaften bedeutet, wie angedeutet, eine Opferung der sadistischen Gelüste. Ohne Töten von Tieren konnte er seine Forschertätigkeit nicht fortsetzen.

Im Katzenfetischismus — der Ausdruck stammt von ihm selbst — führte er die buddhistische Mitleidsstimmung durch. Die Katzen behandelte er einerseits als Kinder, anderseits als seine eigenen Ebenbilder. Er schildert sie als klein, hilfsbedürftig, mit Gefühlsausdrücken sparsam. Er selbst war so in seiner Kindheit. Deutlich spricht sein Bekenntnis: „Wenn ich eine Katze habe, so habe ich ein Kind ohne die Mutter.“ Er umgeht also die Mutter, den Inzest. Gleichzeitig kann er seine Liebe an den Katzen verwirklichen, ohne durch das Hineinsehen mißliebiger Menschen oder des eigenen Ichs gestört zu werden. Seine Liebe zu den Katzen ist narzißtisch mitbestimmt. Sie bilden das sühnende Gegenstück zu den zahllosen getöteten anderen Tieren. Die übertragungsfreudigen Hunde passen nicht in das egotistische Schema; auch gelten sie dem Buddhismus nicht, wie die Katzen, für heilig.

Den Buddhismus begünstigten weitere Motive, die uns deutlich werden, sobald wir wissen, was an der klassischen Religion Altindiens anzog. Und nur um die klassische Buddhalehre handelt es sich, nicht um irgendwelche moderne Umbiegungen.

Ihn fesselte nicht die Lehre vom Nirwana, dem Idealzustand, in dem alles Denken, Fühlen und Wollen aufhört. Er dachte nicht daran, daß das geistige Leben auslöschen solle wie ein Licht in der Nacht. Sein Ideal war: Die Triebe kommen zur Ruhe, der Zorn, der Rachedurst, das Leiden über Lebensentbehrungen, die Betrübniß über durchkreuzte Lebenspläne, der Schmerz über Liebesenttäuschungen, alles hört auf, nur das geliebte intellek-

tuelle Nachsinnen bleibt übrig, aber befreit von den qualmenden Wolken der Triebbegleitung. Auch das Schuldgefühl verschwindet in den Nachschatten des ewigen Nichts. Die Sünde braucht nicht vergeben zu werden, denn sie ist nichts. Alles Bindende ist abgetan. Das Leben mag noch so viel Leid bringen, der Schleier Nirwanas muß alles bedecken, und es ist nicht mehr vorhanden.

Von positiven Lehren ist zu beachten, daß ihn die ganze buddhistische Philosophie mit Ausnahme der Sittenlehre und Kharmatheorie gleichgültig ließ. Über die Sittenlehre sagte er aus, daß sie mit der christlichen im Wesentlichen übereinstimme. Besonders die goldene Regel, nach der man dem Nächsten nicht zufügen dürfe, was man selbst nicht erleiden wolle, war ihm von zentraler Bedeutung. Der Wert des Menschen hängt davon ab, wie weit er sie verwirklicht. Der achtfache Weg Buddhas zur Vollkommenheit ist in fünf Stücken christlich. Nur betont er mehr die Bedürfnislosigkeit, die Freiheit von Mystizismus und Todesfurcht sowie das Verbot des Tötens von Lebewesen. Auch legt er großes Gewicht auf die Reinheit der Gedanken, wobei Diethelm allerdings zugab, daß das Christentum sie auch fordere. Die Forderung, ein Maximum von Liebe Gott als dem Inbegriff alles Hohen und Großen zuzuwenden, und den Nächsten als solchen weder mehr, noch weniger als sich selbst zu lieben, stieß ihn ab. Ebenso konnte er nicht einsehen, wie Gott begangenes Unrecht verzeihen könne. Er fand, jeder müsse dies mit sich selbst abmachen.

Neben der Ethik war es die Kharmalehre, die ihn mächtig fesselte und einen Grundpfeiler seiner Lebensanschauung ausmachte. Ihn quälte, wie wir wissen, die Furcht vor dem zukünftigen Leben, das nach dem Tode durch das Karma geschaffen werde, und zwar hauptsächlich darum, weil jede begangene böse Tat bestraft werde. Diese Sukzession von Schuld und Sühne war ihm so gewiß wie die Abfolge von Ursache und Wirkung in der Natur. Darum schien ihm die Vergebung etwas Unmögliches und Unwirkliches. Die Rücksicht auf ein günstiges Karma leitete sein ganzes Streben. Im Kharmaglauben glaubte er den stärksten Schutz gegen Versuchungen zum Ehebruch zu finden.

Dringen wir auf Diethelms unbewußte Motive des Buddhismus, so finden wir hauptsächlich die folgenden:

1) Sozialisierung des Hamletismus. In seiner introversiven Abwendung von der Außenwelt begab sich Diethelm in die Einsamkeit. Die hysterische Introversion führte zur Impotenz und absoluten Geschlechtskälte, die einen sexuellen Hamletismus darstellen, die Brücke zur Gemeinschaft jedoch abbrechen. Dies ist die Wendung zur Krankheit. Im Buddhis-

mus dagegen wird die innere Einsamkeit sozial geheiligt, ja diese Isolierung führt sogar nach dem seltsamen Widerspruch, der dem Buddhismus anhaftet, selbst zur Gemeinschaftsbildung. Damit ist das der Impotenz anhaftende Odium der Krankheit überwunden. Ohne diese soziale Eingliederung bliebe bei konsequenter Durchführung nur die Katatonie übrig.

2) Ein zweites Motiv wird hergestellt durch das Bedürfnis nach Erlösung vom Schuldgefühl und nach Sühne. Diethelm leidet bewußt und noch mehr unbewußt unter der Ödipusschuld mit seinen Inzest- und Todeswünschen, unter den Vergehungen gegen Muttersurrogate, die die moralische oder unmoralische Seite des Mutterbildes fortführen, unter der Verschuldung gegen das Stieftöchterchen usw. Der Widerspruch zwischen den Forderungen des Ichideals und den Ansprüchen des Es, wie den Feststellungen des Ichs, beunruhigt sein Gewissen. Durch ein Leben voll Verzichtens will er sühnen. Der Buddhist macht sich zum Büsser, aber gleichzeitig reduziert er die Strafe auf ein Minimum. Die Qual des Widerspruchs zwischen Ich und Ichideal überwindet der Buddhismus so, daß er beiden die Libido entzieht und sie für unerheblich erklärt.

3) Selbstschutz gegen die Gefahren der Triebhaftigkeit. Diethelm weiß, was für ein wildes Begehren in ihm steckt. Die Inzestbegierde zog ihm eine ungeistig-brünstige Ehe, eine Verschuldung an der ersten Gattin zu, trieb ihn in verbrecherische Pädophilie, sadistische Wünsche brechen in Form von Phantasien immer wieder durch. Der Buddhismus legt der Sexualbestie in ihm Ketten an. Er erstickt die bösen Regungen in ihrem ersten Keim.

4) Buddhismus als Rückkehr in den Mutterleib. Unter der Mutter litt unser Analysand schwer in seiner Kindheit bis in die reifen Mannesjahre. Von ihr will er sich ablösen; was ihr gefällt, stößt ihn ab, mit Ausnahme des Geldspieles, mit dem er ihr keine Freude macht, und das er bei Erstarken des Buddhismus preisgibt. Durch seine religiöse Introversion windet er sich einerseits von der Mutter los; gleichzeitig aber kehrt er zu ihr zurück. Das Kloster, nach dem er sich sehnt, ist, wie das Grab der tibetanischen Höhlenheiligen, ein symbolischer Mutterleib.

5) Angleichung an den Vater. Obschon der Übertritt zum Buddhismus den Vater als eifrigen Kirchenältesten betrübt hätte, wenn er ihn noch erlebt hätte, liegt doch wohl eine gewisse Gleichsetzung im neuen Bekenntnis des Sohnes. Der Vater trug alle Vorwürfe und Schmähungen seiner Gattin ruhig und geduldig, tat ihr zu liebe, was er konnte und bewährte sich im ganzen Leben als Wohltäter. Diethelm bildete diesen Gleichmut noch weiter, indem er die Krankheit und die vielen schwierigen Eigenschaften

seiner Frau, die freilich auch ausgezeichnete Qualitäten besaß, mit unendlicher Nachsicht auf sich einwirken ließ, den Schein der Liebe unausgesetzt aufrecht hielt und kein Opfer scheute, auch wenn er innerlich völlig abgesperrt von ihr war. Auch beim Vater kann man fragen, wie weit Liebe, wie weit Friedensliebe ihn zu seinem Verhalten bewog. Diethelm sanktioniert sein Tun durch ein erhabenes Moralsystem und eine möglichst libidofreie Lebensanschauung.

6) Sanktionierung der neurotischen Müdigkeit. Wir ließen bisher ein neurotisches Symptom beiseite, das einen Beitrag zum Verständnis der buddhistischen Regungen bildet. Ihn beherrschte sehr oft das Gefühl einer Müdigkeit, die aus organischen Gründen oder Arbeitsleistungen nicht zu erklären war. Wir wissen, daß solche Müdigkeit gewöhnlich Liebes- oder Lebensmüdigkeit ausdrückt. Der Buddhismus schwächt diese Gefühle ab, läßt sie aber gleichzeitig gelten.

Tiefer konnte die Analyse bei Diethelm nicht eindringen. Von vornherein stund fest, daß sie nur drei Monate dauern werde. Die Terminsetzung wirkte ungünstig, da der Analysand nicht geheilt werden wollte und sogar von der Heilung Gefahren für sich und seine Ehe befürchtete. Die kranke Gattin zwang ihn, den zärtlich Liebenden zu spielen, da sie ihren Gatten sonst voraussichtlich durch Selbstmord von sich befreit hätte. Für sich selbst scheute er die Heilung wegen der pathologisch gebändigten Sexualität in ihren verschiedenen Formen; für seine Ehe, da ihm der Buddhismus mit seinen allgemeinen Wertentzügen das zur Selbstbestrafung aufgelegte Kreuz erträglicher machte.

III) Die Ergebnisse unserer Studie für die Psychologie des Buddhismus

Es erhebt sich nun die Frage, wie weit wir die Entstehung unseres Falles von buddhistischer Gesinnung für typisch ansehen und aus ihr Folgerungen auf Genese und Struktur des Buddhismus überhaupt ziehen dürfen. Über den Religionsstifter Gautama Buddha wissen wir so wenig, daß es ausgeschlossen scheint, sich ihm analytisch zu nähern.

Dagegen kennen wir glücklicherweise den indischen Volkscharakter, aus dem der Buddhismus hervorging. Die übrigen Völker mit Ausnahme Tibets kommen weniger in Betracht, da sie von der klassischen Urgestalt sehr weit abwichen.

A) Die Entstehungsmotive des Buddhismus

1) Daß die sozialen Einrichtungen der Inder der Introversion Vor-
schub leisten, ist leicht einzusehen. Im Kastenwesen, in der Einschließung
des Mädchens in den Senanas, in der Witwenverbrennung u. a. Institutionen
erblicken wir eine Erhöhung des Vaters, die im Sohne notwendig den
Ödipushaß, aber auch die Bindung an die Mutter steigern muß. Auch das
heiße Klima begünstigt die Introversion, eine müde Lebensstimmung und
den Hamletismus, wenn es auch unvorsichtig wäre, die Bedeutung der geo-
graphischen Verhältnisse zu überschätzen. Wenn Buddha im Gegensatz zu
seiner Lehre vom Nirwana als Missionar wirkt, getrieben vom Mitleid zur
leidenden Menschheit, so läßt diese Inkonsequenz darauf schließen, daß auch
er, wie unser Analysand, seinen Hamletismus sozialisieren mußte, um der
Katatonie zu entgehen.

2) Auch das Bedürfnis nach Erlösung von Schuld und
das Verlangen nach Sühne müssen im indischen Volke stark gewesen sein,
wie die Lehre von der Seelenwanderung beweist. Buddha macht sich einer
neuen Inkonsequenz schuldig, oder besser gesagt: er greift zu einem neuen
Widerspruch, indem er einerseits die Seele und Seelengeburt leugnet, an-
dererseits doch in der Kharmatheorie eine Art Vergeltung nach dem Tode
in Aussicht stellt, sofern der Einzelne, ohne mit seinen früheren Daseins-
formen identisch zu sein, doch gewissermaßen eine Fortsetzung von ihnen
darstellt. Das Schuldgefühl gibt dabei den Ausschlag. Es ruft ein Sühne-
bedürfnis hervor, das in der Kharmalehre die eisernen Bande des meta-
physischen Systems sprengt, ja eine neu, ad hoc gebildete Metaphysik schafft,
wie auch Diethelm, der Feind aller Metaphysik, die Schaffung einer neuen
Existenzform durch die guten und bösen Werke des abgelaufenen Lebens
für eine undiskutierbare Selbstverständlichkeit erachtet. Somit finden wir auch
die zweite Wurzel des Buddhismus unseres Analysanden als völkische Er-
scheinung in der klassischen Urform Indiens wieder.

3) Ebenso verhält es sich offenbar mit dem dritten von uns aufgefundenen
Hauptmotiv, dem Selbstschutz gegen die Gefahren der Trieb-
haftigkeit. Die Neigung zu wildesten Ausschweifungen ist durch die
Geschichte und Literaturgeschichte Indiens genugsam bezeugt. Wie stark die
Neigung zu sadomasochistischen Orgien ist, verraten die grausamen Mann-
barkeitsriten, die schon erwähnten Witwenverbrennungen, die in der ganzen
Welt nirgends übertroffenen religiösen Selbstquälereien. Es ist uns nicht
unverständlich, daß Buddha sich aus den Gefahren solcher überbordender
Triebhaftigkeit, die schon zu seiner Zeit vorherrschte und besonders in der

brahmanischen Askese stark hervorbrach, in die Richtung des Auslöschens flüchtete.

B) Die Wege

So dürfen wir denn also sämtliche Motive, die wir bei Diethelm als Quellen des Buddhismus voranden, als typisch ansehen. Und nicht anders verhält es sich mit den Wegen zur extrem quietistischen Lebensauffassung

a) Der Libidoentzug

Das buddhistische Lehrgebäude findet sich mit den Nöten und Gefahren des Lebens ab, indem es allem Vorhandenen den Wert abspricht. Es tut es nicht nur in der Aschermittwochstimmung, die im Buche Kohelet im Leierkastenton jammert: „Alles ist eitel“, sondern mit einem imponierenden Heroismus, der den gesamten Lebensdrang aufhebt. Dem Ich, dem Ichideal und dem Es wird die Libido genommen. Dann ist für Schuld und Schuldgefühl kein Raum mehr. Allein Freuds dynamische Psychologie lehrte, daß für jede gehemmte Libidobetätigung und Ichregung Kompensationen eintreten, und daß die Triebunterdrückung zu gefährlichen Neurosen führt. In Diethelms Angstzuständen, Impotenz und andern hysterischen Symptomen bewahrheitet sich diese Auffassung. Betäubung durch Rauschgifte, Impotenz und Buddhismus bildeten eine innerlich zusammenhängende Trias, unter der die weltanschauliche Betäubung sicher die harmloseste darstellt. Wie aber verhält es sich bei der kollektiven Betäubung? Kein Volk hielt es beim konsequenten und klassischen Buddhismus aus. Alle amalgamierten ihn mit Naturreligionen. In Indien speziell brachen die verdrängten sadomasochistischen Triebe, durch die religiöse Sozietät sanktioniert, am allerkrassesten hervor, und in den übrig gebliebenen buddhistischen Resten wurde so viel Energie absorbiert, daß das hochbegabte Kulturvolk von 300 Millionen einem Häuflein Engländern tributpflichtig ist.

Buddha persönlich scheint der Neurose entgangen zu sein. Wie war es möglich? Durch einen doppelten inneren Widerspruch: Er legte auf seinen Libidoentzug ungeheuer viel Libido, und er wurde Missionar, um anderen die beseligende Libidobesetzung des Libidoentzuges zu verschaffen. Das Verfahren korrespondiert den Propheten des Pessimismus, die in süßen Wonnen das Elend alles Tuns besingen, ohne zu merken, wie trefflich ihnen ihr Trank mundet, oder den Verkündigern des Skeptizismus, die ihre Skepsis als Gewißheit ausrufen, ihr Leben aber gar nicht nach skeptischen Prinzipien einrichten. Der Nachwelt Buddhas war es selten vergönnt, am Dysangelium der Libidobesetzung des Libidoentzuges volle Genüge zu finden.

b) Die Regression

Die Entwertung des Ichs und Ichideals machte eine starke Regression unvermeidlich. Das Kloster- und Eremitenwesen ist von der buddhistischen Lebensregel unabtrennbar. Es bedeutet eine Rückkehr in den Mutterleib, wie vielleicht am deutlichsten die Gräberheiligen Tibets illustrieren.

c) Die Austilgung des Vaters

Der Vaterhaß feiert einen ganz besonders pompösen Triumph, wenn sein Objekt für nichtexistierend ausgegeben wird. Jeder Analytiker weiß, wie oft der christliche Gott gehaßt wird, weil er durch den Vaternamen symbolisiert wird. Ich analysierte zwei Theosophen, die vornehmlich der Ödipusgrimm in ihre persönlichkeitsfreie Gottesverehrung gelenkt hatte. Der Buddhismus wurde wohl schon bei seiner Entstehung, nicht erst bei unserem Diethelm, aus dieser Quelle getränkt.

d) Die Intellektualisierung

Eine weitere Folge der buddhistischen Gefühlsverwehrung bildet die Überbetonung des Intellektes. Diethelm ergab sich eifrig wissenschaftlichen Studien, wobei er beklagte, daß sein Denken sich in katatonischer Enge bewege. Der Buddhismus entwickelte komplizierte Philosophien, die Mahayanatheorie oder Lehre vom Sein und die Sunyavada-Philosophie oder Lehre vom Leeren. Wenn mein Analysand sich daneben beruflich betätigte, so war dies ein leidiges Zugeständnis an die Gattin und die harte Lebensnotwendigkeit, die sich außerhalb des Klosters durchzusetzen weiß.

*

Am Ende seines Analysenfragmentes erkannte Diethelm, daß sein Buddhismus als kollektivneurotisches Symptom einen Versuch darstelle, seine Krankheit durch Sozialisierung zu rehabilitieren, ja sogar als höheren Lebensstil zu erklären. Er gab ohne Vorbehalt zu, daß das Christentum mit seiner ethischen Liebestheorie den individual- und sozialhygienischen Gesetzen allein entspreche. Allein die Bindungen und die Furcht vor den Dämonen des Es waren zu stark, um die praktischen Folgerungen aus dieser Einsicht zu ziehen, und ich enthielt mich selbstverständlich jedes Versuches, ihn zur Preisgabe seines Buddhismus zu veranlassen. Doch mit dieser Feststellung stoßen wir bereits auf das Gebiet der Religionshygiene, deren Bearbeitung nicht mehr zu unserer gegenwärtigen Aufgabe gehört.

Ferdinand Hodlers Parallelismus

Von

H. Behn-Eschenburg

Küsnacht-Zürich

Die vorliegende Arbeit stellt einen Ausschnitt aus umfassenderen Untersuchungen dar. Sie möchte sich auf eine Eigentümlichkeit vieler Bildwerke Hodlers beschränken, die einem unbefangenen Betrachter immer zuerst augenfällig wird, auf die merkwürdig betonte und häufig auch symmetrisch angeordnete Wiederholung der hauptsächlichsten Elemente eines Bildes. Hodler selbst benennt dieses „Prinzip“ als Parallelismus und mißt ihm eine ganz besondere Bedeutung bei.

Wir möchten versuchen, auf dieses „Prinzip“ einzugehen und Hinweise zu erbringen, wie sehr die scheinbar rein formalen, künstlerischen Überlegungen Hodlers mit seinem ganzen Leben innigst zusammenhängen, aus seinen tiefsten menschlichen Erlebnissen erwachsen sind, und wie sie die gigantischen Bemühungen eines großen Menschen darstellen, mit seinem Jugenderleben fertig zu werden.

Bekanntlich hat sich Ferdinand Hodler (1853—1918) im Verlauf seiner künstlerischen Entwicklung ein System geschaffen, welches er unter dem Namen Parallelismus in die Kunst einführte. Über den Grad der Wichtigkeit, welche er diesem Stil beilegte, lassen wir ihn selber sprechen: „Mit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit meines Parallelismus steht oder fällt mein Werk. Entweder ist der Parallelismus, wie ich ihn erkannt, umschrieben und angewandt habe, ein Weltgesetz von allgemeiner Gültigkeit, und dann ist mein Werk von unübersehbarer Bedeutung, oder aber ich habe mich geirrt, und in diesem Falle ist mein Schaffen lauter Selbsttäuschung und Trug.“ — „Unter Parallelismus verstehe ich jede Art von Wiederholung. Jedesmal, wenn ich in der Natur die Art der Dinge am lebhaftesten empfinde, stehe ich immer unter dem Eindruck der Einheit.“ — „Der Parallelismus ist ein Gesetz, das über die Kunst hinausragt, denn er beherrscht das Leben.“ — „Ist der Parallelismus nicht das herrschende, dann ist er das ordnende Element.“

Am bildhaftesten drückte sich Hodler im Wintermonat 1909 in einem Gespräch gegenüber Loosli über dieses Thema aus: „... Du stehst vor einem Leichnam, das ist der sterbliche Rest eines Menschen, den du nie anders als gewöhnlich gesehen hast, und nun liegt er da, unbeweglich und starr. Du siehst ihn um 2 Uhr, er liegt da, die Augen, die dir zuwinkten, sind starr, die Glieder, deren Bewegungen dir vertraut waren, sind steif. Die Gestalt, die du am Tisch oder auf der Straße in steter Bewegung sahst, liegt wagrecht vor dir und rührt sich nicht.“

„Du gehst von dem Leichnam weg und kommst um 4 Uhr wieder und findest ihn gleich starr und unbeweglich.“

„Du spähst unwillkürlich nach dem, was du an ihm zu sehen gewöhnt warst, er rührt sich nicht und nichts antwortet dir.“

„Du siehst ihn um 6 Uhr, um 10 Uhr wieder, und er ist immer noch gleich. Die selben Linien ergreifen dich, nichts hat sich geändert, keines Zolles Breite ist verschoben.“

„Siehst du, das ist das Erschütternde, das Unendliche, der große Stil! Das ist die Stetigkeit, die zeitliche Ausdehnung der Wiederholung, der Parallelismus!“

Dieses Prinzip, welches Hodler immer strenger in seinen Werken angewandte, war, wie er natürlich selbst wußte, schon früher von jedem guten Künstler, wenn auch weniger betont, angewendet worden. Aber erst Hodler erhob diesen Stil in seiner Malerei zu einem System.

Wir dürfen uns fragen, wie gerade Hodler dazu kam, den Parallelismus als Prinzip in die Malerei einzuführen, und wie dieser gerade ihm, seinem inneren Künstlertum und seiner Produktion zustatten kam.

Wenn wir im weitem Verlauf dieser Arbeit den Versuch wagen, die Entstehungsbedingungen der Priorität des Parallelismus bei Hodler psychoanalytisch zu untersuchen, so wollen wir uns die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens nicht verhehlen. Sind wir doch dabei gezwungen, uns auf das vorhandene literarische Material verschiedener Autoren und in der Hauptsache auf die dort zitierten Aussprüche des Künstlers selbst zu stützen. Im weitem müssen wir einige Hauptwerke zu Rate ziehen, um die Mängel, welche aus der Unmöglichkeit persönlichen Befragens entstehen, einigermaßen zu korrigieren.

Wir dürfen wohl annehmen, daß sich auch bei Hodlers Entwicklung Spuren vergessener Kindheitserinnerungen und deren Wirkksamkeit aufzeigen lassen, wie auch Loosli schon in der großen Biographie in diesem Zusammenhang bemerkte: „Sein (Hodlers) Innenleben war bis zuletzt mit seiner Kindheit eng verwachsen, und viele seiner Eigenschaften, die anders kaum erklärlich wären, erscheinen begreiflich und folgerichtig, weiß man erst, was ihm die Jugend war und in wie weit sie seine ganze spätere Entwicklung und sein Leben bedingte.“

Auch Ewald Bender spricht aus: Ungünstiger konnte das Bild der Gestirne nicht sein, unter dem er (Hodler) geboren wurde. Die Verwundungen, die dem weichen Gemüt des Kindes in jenen Jahren geschlagen wurden, vernarbten zwar, denn es trug die Heilkraft seiner starken Seele in sich. Aber im Mannesalter brachen sie wieder auf, und in den „Enttäuschten“

und den „Lebensmüden“ schrieb er nicht nur die Erfahrung seines eigenen Kampfes mit der Welt und den Menschen nieder, sondern auch die Chronik seines Geschlechtes.

Wie sehr der Ausspruch Looslis, daß Hodlers Innenleben bis zuletzt mit seiner Kindheit eng verwachsen war, berechtigt ist, empfinden wir deutlich, wenn wir den Künstler über Bern, die Stadt seiner frühen Jugend, zu Loosli sprechen hören: „Die wunderbare Schönheit der Stadt Bern, wie ich sie in meiner Kindheit erlebte, sie war es einzig und allein, die meine künstlerische Ader weckte und nährte. Das wirst du nie genug betonen können“... „Es ist mehr als ein halbes Jahrhundert darüber gegangen, aber heute noch schwelge ich in diesen wundervollen Erinnerungen...!“ „Noch heute lebe ich in der prächtigen schönen Stadt, wie sie damals war.“

Daß im Unbewußten Hodlers der Stadt Bern neben ihrer Bedeutung als Stätte seiner frühesten Kindheitserinnerungen noch eine tiefere Bedeutung zukam, geht aus einem andern Ausspruch hervor: „Das alte Bern war unbeschreiblich schön, und die verdamnten Vandalen haben all das Schöne eingerissen und zerstört. Jede solche Zerstörung wirkt auf mich, als würde mir ein Liebes zu Grabe getragen.“ Wir dürfen hier wohl auf die Mutterbedeutung der Vaterstadt hinweisen. Hierher gehört wohl auch teilweise die Bereitwilligkeit zur Unterzeichnung jenes Protestes in Kriegszeiten gegen die Zerstörung der Kathedrale von Reims. (Die Mutterbedeutung der Kirche = Kathedrale.)

Noch 14 Tage vor seinem Tode äußerte er zu einem Freund: „In einigen Wochen komme ich nach Bern, dann wollen wir wieder einmal in der untern Stadt herumstreichen, ich war schon lange nicht mehr dort, und du glaubst gar nicht, wie ich mich danach sehne.“ (Des Kranken Muttersehnsucht = Todessehnsucht.)

Wie sehr Hodler vielleicht selbst das Lebendigwerden von Kindheits-erinnerungen und ihre Darstellung in seinen Werken verspürte, möchte noch aus einem andern Zusammenhang hervorgehen. Er malte im Laufe des Jahres 1886 für die Braiserie zum Krokodil in Genf unter andern den „Geschichtschreiber“, es handelt sich hier um ein Selbstporträt Hodlers in Bettlerkleidung auf dem Boden sitzend mit dem Pinsel in der Hand. Dieses Gemälde scheint auszusprechen, daß sich Hodler beim Malen selbst als geschichtlicher Bericht-erstatte r fühlte.

Wir wollen nun versuchen, ob wir dem Prinzip des Parallelismus in der Jugend- und Lebensgeschichte Hodlers begegnen und wollen uns noch einmal in Erinnerung rufen, daß Parallelismus nach Hodlers eigenen Worten das Leben beherrscht. Wir können da bemerken, daß sich in Hodlers Leben

wirklich einige tief greifende Ereignisse wiederholt abgespielt haben, welche sehr wohl geeignet sind, traumatische Wirksamkeit zu hinterlassen. Um nur einige herauszugreifen, weisen wir darauf hin, daß sein Vater, seine Mutter, sowie seine zwei Brüder nacheinander an Schwindsucht gestorben sind. Daß er erleben mußte, wie seine Mutter ein zweites Mal geheiratet hat, wie ihm also ein Stiefvater seinen Vater ablöste. In der zweiten Ehe der Mutter gesellten sich zu ihm und seinen Geschwistern einige Stiefgeschwister. In der zwischen den beiden Ehen liegenden Zeit kam noch das uneheliche Kind Theophil August hinzu. In diesen auffallenden Wiederholungen schwerwiegender Ereignisse, denen ein gewisser Parallelismus im Sinne Hodlers nicht abzusprechen ist, dürften wir wohl eine der Grundlagen zur späteren Systembildung erbringen. Hodler bezeichnet ja selbst „die zeitliche Ausdehnung der Wiederholung“ als Parallelismus.

Ferner existierte vom Künstler eine handschriftliche Notiz: „Die Idee, daß sich alles ändert und zerstört wird, hindert die Tatkraft und die Konzentration auf ein Ziel.“ Jene Unmöglichkeit, sich auf ein Ziel zu konzentrieren, wollte Hodler offenbar durch die Einführung des Parallelismus als das „ordnende Element“ beheben.

Wir haben gesehen, welche Anhänglichkeit Hodler der alten Stadt Bern bis zu seinem Tode bewahrte, wie er jede Zerstörung der alten Stadt so empfand, „als würde ihm ein Liebes zu Grabe getragen“, konnten noch eine Äußerung 14 Tage vor dem Tode des Meisters hören, wie er sich krank nach diesem Wiedersehen mit Bern, der Stadt, die für ihn Mutterbedeutung hatte, schnte. Ferner haben wir aus den wenigen Angaben über die schweren Erlebnisse in seiner Jugend entnehmen können, daß es ihm wohl nicht gelungen war, in der Kindheit dauerhafte Gefühle und Empfindungen auf die Menschen seiner Umgebung zu verankern. Die Wandlungen, das Abtreten von geliebten Personen seiner Umgebung, mag viel zu rasch vor sich gegangen sein, so daß sich das Kind mit seinen Gefühlen auf die ihm bodenständigere, feststehendere Symboleinheit „Stadt“ beruft. Hier können wir auch verstehen, mit welchen Affekten er auf jede Zerstörung oder Modernisierung Berns reagierte. Bedeutete dies doch seinem Unbewußten die Zerstörung und den Verlust eines geliebten Menschen, letztlich der Mutter.

Weil es ihm nicht vergönnt war, seine Tatkraft auf ein Ziel, die Mutter zu konzentrieren, da dieselbe sich in seinem 8. Lebensjahre wiederverheiratet hatte und, als er etwa 13 Jahre alt war, hinweg starb, so blieb seine aus der Odipussituation resultierende Muttersehnsucht unerledigt. Für seinen verstorbenen Vater hatte er wohl zeitweiligen Ersatz in dem Stiefvater Schüpbach, dann später beim Maler Sommer in Thun, in Langenthal bei

Onkel Neukomm gefunden, wir sehen aber auch hier, wie Hodler gezwungen ist, seine ursprünglich dem Vater zugedachte Liebe auf verschiedene Objekte „in zeitlicher Ausdehnung der Wiederholung“ zu übertragen.

Daß es sich bei Hodlers Malerei und ganz besonders bei den Bildern seiner parallelistischen Zeit für den Maler darum handelte, etwas das verloren geht oder ging durch Wiederholung vor dem Verlust zu retten, ergibt sich aus einer Äußerung (Vortrag 1897 in der Vereinigung der Kunstfreunde Freiburgs über „Die Sendung des Künstlers“):

„Man gibt wieder, was man liebt — die Ergriffenheit ist eine der ersten Ursachen, die einen Maler zur Schaffung eines Werkes bestimmen, er will den Zauber wiederholen, dem er so innig von jener Landschaft, jenem menschlichen Wesen, der Natur, die ihn so tief ergriffen, unterlag.“

Zur Wiederholung eines Zaubers bedient er sich mehr und mehr seines Systems, und wenn wir von Bender hören, daß Hodler von nichts lieber als von seinem Parallelismus sprach und daß er stets dabei sehr feurig wurde, als handle es sich um eine schöne Frau, so dürfen wir für das Urbild dieser „schönen Frau“ mit einiger Wahrscheinlichkeit die Mutter einsetzen. Der Parallelismus war ihm Werkzeug zur Neubildung verllorener Objekte und der dazugehörigen Empfindung geworden. Hodlers weitgehendes Interesse am Tod und an Toten können wir während seiner ganzen Schaffenszeit verfolgen. So malte er 1876 in Langenthal einen toten Mann und in Genf eine tote alte Frau. Daß er die bereits zitierten eindringlichen Erklärungen des Parallelismus mit dem mächtigen Eindruck des Todes und der Bewegungslosigkeit verquickte, möchten wir hervorheben. Loosli erzählt, wie Hodler am Krankenbett seiner Jugendgeliebten jeden Tag wenigstens zweimal einige Zeit verbrachte, er bemerkt, daß er Hodler nie in einem solchen Zustand innerer Empörung gesehen habe wie gerade in den Tagen, die dem Hinschied der Kranken voraus gingen. (Wir möchten daran erinnern, wie ihn Empörung aufpeitschte, als er von der geplanten Zerstörung eines alten Berner Bauwerks hörte.) Nachdem die Geliebte gestorben war, berichtet Loosli weiter, war Hodler erschüttert und verstört, und in jenen Tagen malte er das ergreifende Bild der Verblichenen, während ihm bei der Arbeit die hellen Tränen über die Wangen rollten.

Über die Entstehungsgeschichte der Gemälde und Zeichnungen „Die Sterbende“ und „Die Tote“, welche nach Looslis Auffassung als ein zusammengehöriges Werk zu betrachten sind, äußert sich der Biograph: „Ich kenne nichts Ergreifenderes als diese Bilder, es ist, als hätte er (Hodler) die scheidende Freundin, die er unwiderruflich verloren wußte, in ihrem ganzen

Wesen, in jeder ihrer Ausdrucksformen festhalten wollen, er klammert sich an ihre Erscheinung an, durchdringt ihre geheimsten Regungen, bannt sie auf Leinwand oder Papier, als wollte er sie, indem er sie auf der Leinwand festhält, dem nahenden Tode streitig machen, um so viel als möglich von ihr zu rauben, von ihr zu retten und für sich zu behalten.“

„Drei Wochen vor ihrem Tode wurde die Kranke Mutter. Sein Stift folgte andächtig ergriffen ihren Mutterfreuden, ihrem Mutterleid. Nun weiß, nun fühlt auch sie, daß es zu Ende geht, daß weder Aussicht noch Hoffnung mehr vorhanden ist. Hodler verläßt sie nicht. Er drängt alles, was in ihm gärt und brodelte, malt, zeichnet, er wird sie bis über den Tod hinaus begleiten, sein Stift folgt ihrem Zerfall, vermerkt grausam und selbstquälerisch ihr letztes Röcheln, umreißt den letzten Blick der brechenden Augen. Als endlich alles vorüber ist, gibt ihr Hodlers Pinsel das Geleit zur letzten Ruhe, er malt die Tote, und aus dem erstarrten Antlitz sprechen die endlich überstandenen Qualen.“

Loosli bemerkt an anderer Stelle, daß es nicht überflüssig sei, auf den weiten Weg hinzuweisen, den Hodler inzwischen zurücklegte; und doch, wenn wir die tote Greisin vom Jahre 1876 mit „Der Toten“ von 1909 und 1915 vergleichen, so stellen wir fest, daß es das gleiche Empfinden ist, das ihn beseelte, nur wurde es im Laufe der Jahre schlackenreiner, vertiefter und bewußter.

Mag auch der Parallelismus in seiner Anwendung im Dienste der „Wiederholung“ der verlorenen geliebten Mutter gestanden haben, so dürfen wir doch erwarten, daß diese Anwendung nicht allein zur Systembildung geführt hatte. Schon in Genf, als Schüler Menns, bekam der junge Berner Werke in die Hand, die offenbar seinen Neigungen entgegen kamen. So Bücher von Vitruvius, Leonardo da Vinci, Dürer und J. H. Lambert. Dort lernte er, auch von Vater Menn darauf hingewiesen, Proportionslehre, Unterweisung in Messung und Vergleichen, und er arbeitete fortan bewußt, mit peinlicher Genauigkeit stets messend und vergleichend. Wir lesen bei Vitruvius im ersten Kapitel des dritten Buches: „Die Anlage der Tempel beruht auf den symmetrischen Verhältnissen, deren Gesetze die Baukünstler aufs sorgfältigste inne haben müssen. Diese aber entstehen aus dem Ebenmaße, das von den Griechen Analogia genannt wird. Proportion ist Zusammenstimmung der entsprechenden Gliederteile im gesamten Werk und des Ganzen, woraus sich das Gesetz der Symmetrie ergibt. Denn es kann kein Tempel ohne Symmetrie und Proportion in seiner Anlage gerechtfertigt werden, wenn er nicht einem wohlgebildeten Menschen ähnlich ein genau durchgeführtes Gliederungsgesetz in sich trägt.“

Daß Hodler beim Studium einiger Bücher sich allerlei Gedanken über Symmetrie machte und wenn auch nur rein äußerlich formal im Sinne seines Parallelismus angeregt wurde, dürfen wir annehmen.

Auch Bender meint an einer Stelle: „Man darf nicht übersehen, daß die einfache Symmetrie, die direkte oder intermittierende Wiederholung gleicher Formen und Farben, nur eins, wenn auch das vornehmste Prinzip des Parallelismus darstellt.“

Worin findet sich nun aber die unbewußte Begründung für die Bevorzugung symmetrischen Schaffens? Hören wir, was Hodler über die Symmetrie ausspricht:

„Bei gleichmäßigen Kompositionsbestandteilen, sagen wir bei menschlichen Gestalten, gibt es ein untrügliches Mittel, seiner Komposition von vornherein das Gleichgewicht zu sichern, nämlich die Symmetrie. Sie ist eines der wichtigsten urgesunden Gesetze und hat außerdem den Vorteil, ohne weiteres sichtlich, das heißt verständlich zu sein.“

„Für mich wenigstens ist die Symmetrie ein fast unentbehrliches Ausdrucksmittel. Das bedingt auch meine Vorliebe für die Fünf- und Dreizahl in meinen Figurenbildern.“

Gestatten wir uns hier eine kleine Abschweifung. Obwohl wir uns klar sein müssen, welcher prinzipieller Unterschied im Gebaren des schaffenden Künstlers und des neurotisch Erkrankten besteht, so wollen wir doch den Blick auf einen Fall von symmetrischem Berührungszwang lenken, über den Ferenczi seinerzeit (1916) berichtete („Bausteine zur Psychoanalyse“, Band II). Er führt dort an, daß eine ganze Anzahl nervöser und allerdings auch sonst normaler Menschen einem abergläubischen Zwang unterliegt. Wenn sie einen Körperteil berührt haben, so sind sie gezwungen, den symmetrischen Körperteil in der gleichen Weise zu berühren; unterlassen sie dies, so fühlen sie sich unruhig, wie es bei Verhinderung einer Zwangserscheinung der Fall zu sein pflegt.

Ferenczi hatte Gelegenheit, bei einem neurotischen Mädchen diesen Berührungszwang zu analysieren. Die Analyse führte zu Kinderszenen, bei denen eine strenge Kinderfrau, vor der die Kinder sehr Angst hatten, scharf darauf achtete, daß sich die Kinder immer beide Ohren, beide Hände usw. reinigten und sich nicht etwa mit der Reinigung einer Seite begnügten.

Diese einfache Erklärung verkomplizierte sich im weiteren Verlauf der Analyse. Dieselbe Kinderfrau nämlich, die auf das tüchtige Waschen und Reiben sonst so großen Wert legte, nahm eine einzige Körperstelle, das Genitale, aus, dessen Waschen und Berühren das Kind auf das Mindestmaß zu beschränken unterwiesen wurde. Und doch ist gerade dies jener Körper-

teil, dessen Waschen und Reiben keine unangenehme Pflicht war, sondern Vergnügen bereitete.

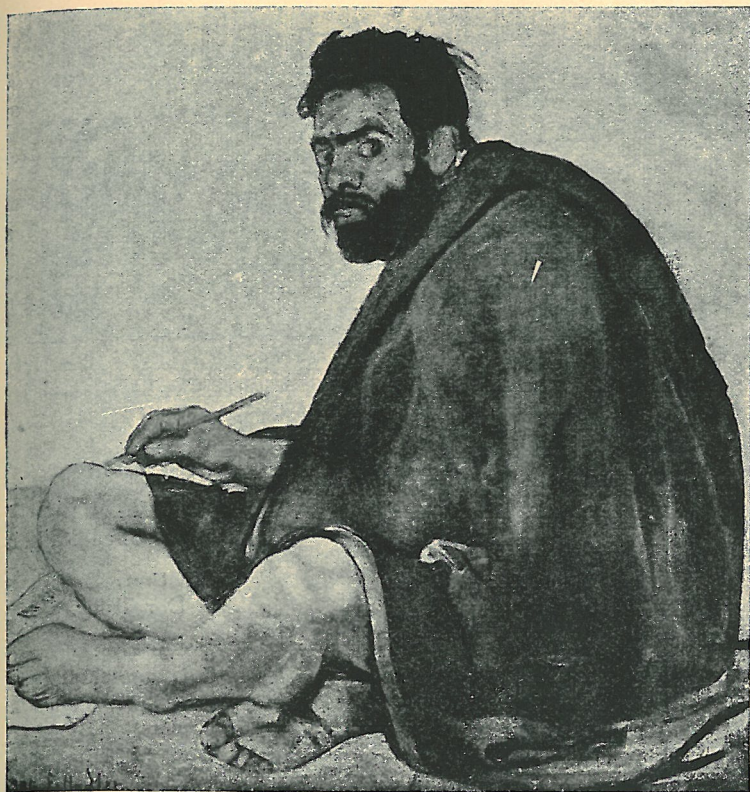
Ferenczi kam zur Annahme, daß der Zwang zur Übertreibung beim Waschen und Berühren symmetrischer Körperteile eigentlich Trotz bedeutet, der hier in die Form des Pflichteifers gekleidet ist.

Der Zwang zur Berührung symmetrischer Körperteile ist die Überkompensation des Zweifels, ob es nicht besser wäre, eine bestimmte Körperstelle in der Medianebene zu berühren.

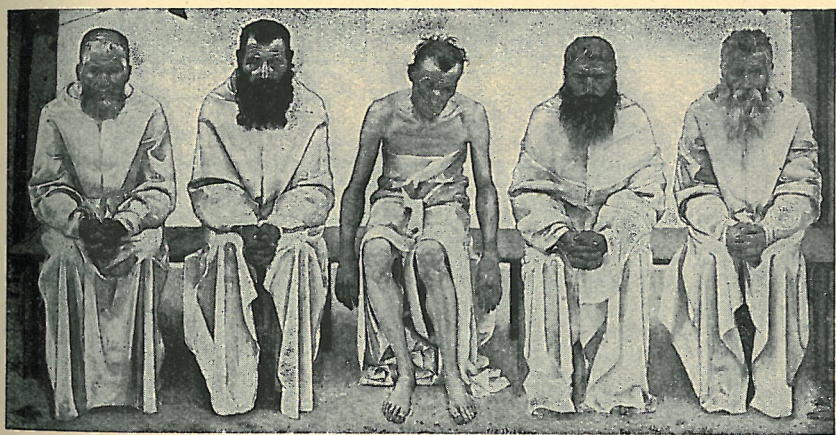
Wollten wir nun die Symmetrie bei Hodlers Parallelismus mit einem gewissen Recht und den notwendigen Einschränkungen mit dem Symptom des symmetrischen Berührungszwanges vergleichen, dem ja, wie wir hörten, auch mancher normale Mensch unterliegt, so müßte sich notwendigerweise auch in Hodlers Werken jenes Ausweichen vor der „Mitte“ aufzeigen lassen. Wir dürfen vermuten, daß Hodler da, wo er seinen Parallelismus bewußt anwandte, die Mitte auf besondere Art hervorheben mußte. Denn wir wollen nicht übersehen, daß auch jene mit dem Zwang behafteten Menschen auf ihre Weise „Parallelismus“ treiben, denn der Zwang zur Berührung des symmetrischen Körperteiles ist ja wiederum „die zeitliche Ausdehnung der Wiederholung“.

Betrachten wir „Die Nacht“, jenes erste Werk, wo er den Parallelismus bewußt anwandte, dessen Anfänge bis ins Jahr 1883 zurückreichen. In der Mitte jener jäh erwachte Mann und das schwarze verhüllte Gespenst, welches nach Hodlers Aussage den plötzlichen Tod mitten im Leben versinnbildlichen sollte. Die Figuren der Umgebung sind parallelistisch angeordnet, die Mitte wirkt als Drohung und Belastung. Wir wollen den Gründen nicht nachforschen, warum Hodler später nicht einmal zu sagen wußte, wie ihm überhaupt der Gedanke kam, ein solches Bild zu malen. Wenn Loosli in jener Entstehungszeit aussagt, der Künstler habe in jener Krisenstimmung wenig bewußt gehandelt, so dürfen wir hinzufügen, daß Hodler wie öfters in seinem Leben damals an einer Depression litt. So z. B. erzählt Hodler auch aus dem Jahre 1873, er habe rasonniert, sei deprimiert und lebensmüde gewesen. Aus dem Jahre 1879 etwa wird vermeldet, daß Hodler unter einem anhaltenden steten seelischen Druck leide und daß ihn allerhand innere und äußere Anfechtungen drücken, von denen die damals recht bitteren Nahrungssorgen noch die erträglichsten gewesen wären.

Aber dann gab es wiederum Zeiten, wo er an sich und seinem Können verzweifelte, wo alles dazu beitrug, ihn mißzustimmen, und wo er oft nahe daran war, die Flinte ins Korn zu werfen. Das kam z. T. davon her, daß er sich körperlich nicht wohl fühlte und eine Weile, noch unter dem Eindruck



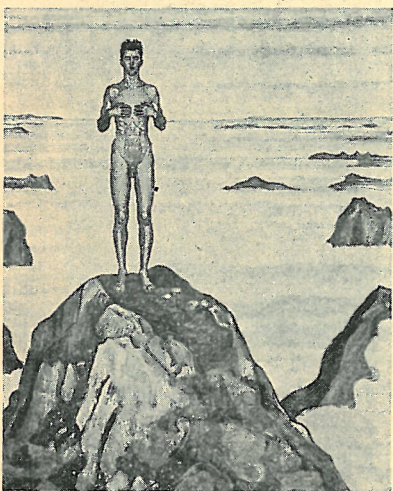
Der Geschichtsschreiber



Die Lebensmüden



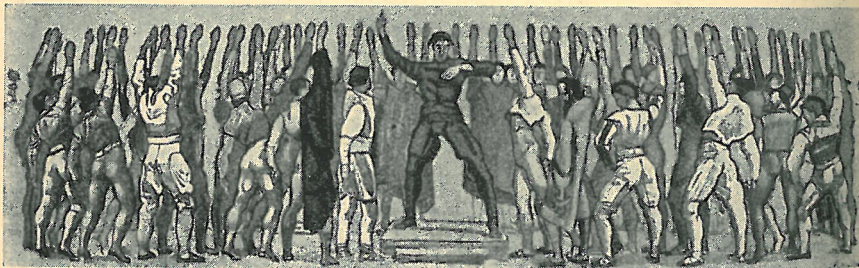
Oben :
Die Nacht



Links :
Blick in die Unendlichkeit

Unten :
Der Tag

Ganz unten :
Einstimmigkeit



des Todes seines Bruders, fürchtete, auch er habe die Familienkrankheit (Schwindsucht) geerbt und er werde „kaputt gehen, noch bevor er überhaupt etwas Rechtes geschaffen habe“.

Er ist unstet, gedrückt und bitter arm, bald empört er sich wild und unbändig, um fast gleich darauf in eine fast willenlose Ergebenheit zurück zu verfallen, und da er alles Mögliche liest und hört, so fällt er einem eigentümlichen Mystizismus anheim, der ihn zeitlebens ab und zu heimsucht.

Diese depressive Stimmung hält an bis ins Jahr 1884 etwa. In dieses Jahr fallen die ersten Ansätze zur „Nacht“.

Wir wollen nun versuchen, kurz die Wandlungen festzustellen, welche die „Mitte“ in Hodlers Bildern bei einigen Hauptwerken durchmacht. Betrachten wir den „Tag“, dessen Hauptfassung 1899 vollendet wurde, ein Vorwurf, der sich allerdings auch bis ins Jahr 1883 zurückverfolgen läßt, so finden wir wiederum die parallelistische Anordnung und eine bedeutsame Mittelfigur. Während bei der „Nacht“ die Mitte als Drohung und Tod wirkte, strahlt hier bereits der mittlere Akt in sieghafter Reinheit, hingegen sind die rechts und links beigeordneten Figuren in Abwehrstellung gegen die Mitte orientiert. In dem Bild der „Lebensmüden“ spielt die Mittelfigur wiederum eine andere Rolle, sie ist nicht als Drohung wie bei der „Nacht“, noch so isoliert sieghaft wie beim „Tag“, oder auch etwa in der „Wahrheit“, wo sich die Außenfiguren auch der Mitte gegenüber ablehnend verhalten, behandelt. Der mittlere der „Lebensmüden“ ist zusammengebrochen, haltlos, erledigt, und die Gestalten rechts und links verhalten sich ihm gegenüber affektiv bereits indifferent. Im „Blick ins Unendliche“, wo die Komposition das Querformat verläßt, wird die Mitte völlig ausschlaggebend durch eine erektive Jünglingsgestalt dargestellt.

Wir konnten von der „Nacht“ ausgehend verfolgen, daß sich die Mitte als Drohung und Tod darstellte, im „Tag“ und etwa der „Wahrheit“ von den Parallelfiguren affektiv abgelehnt wurde; in den „Lebensmüden“ bleibt die gebrochene Mittelfigur einzeln und unbeachtet, und erst beim „Blick ins Unendliche“ erleben wir den Sieg und die Bejahung der Mitte, dargestellt in der stolzen Jünglingsgestalt, die sich selbst genügt.

Zu diesem letzteren Werk ist Hodlers Sohn Hektor das Modell, und Hodler mag sich mit seinem Sohn hier weitgehend identifiziert haben. Dieses Gemälde bildet den Abschluß einer Reihe von Schöpfungen, von denen Loosli sagt: „Hodlers Vaterschaft ist ihrer aller grundlegende Voraussetzung. Im ‚Auserwählten‘ sahen wir Hodler den Segen wohlthätiger Genien auf seines Kindes Haupt herabfließen, im ‚Frühling‘ erlebte er seines Sohnes Erwachen zur Mannheit mit, im ‚Bewunderten Jüngling‘ verfolgt er dessen erste Liebes-

erfolge und im ‚Blick ins Unendliche‘ wird er ihn auf die höchsten Gipfel des Lebens und des Glückes führen.“

Dieser sich selbst genügenden Jünglingsgestalt fehlen Seiten-Figuren, es ist, als sei sie aus dem sozialen Zusammenhang herausgenommen, isoliert. Bis zu diesem Bilde ergab sich aus der affektiven und kompositionellen Einstellung der Mitfiguren gegenüber der Mitte etwas wie die soziale Einstellung der Mitmenschen zu einem Einzelnen. Der stolze Vater Hodler hatte es fertig gebracht, erleichtert durch die Identifizierung mit seinem Sohn Hektor, die hemmenden Einflüsse, die der Bejahung der Mitte, der Männlichkeit, entgegenstanden, zu überwinden. Allerdings geschah diese Befreiung offensichtlich auf Kosten des sozialen Zusammenhangs.

In den Jahren 1912 bis 1914 entstand nun das Werk, in welchem es Hodler gelang, die Mitte und die Seitenfiguren in Übereinstimmung zu bringen. Das gewaltige Gemälde „Einstimmigkeit“ war das letzte große Werk, das auszuführen ihm vergönnt war. Das Kolossalgemälde ist ein hohes Lied der Einheit, und die gewaltige Mittelfigur des Reformators erlebt ernst-jubelnde Zustimmung durch die Massen zu beiden Seiten. Der Parallelismus wird streng durchgeführt. Die Mittel- und alle Seitenfiguren bekennen sich zu einer einheitlichen Idee. Entgegen der narzißtischen Vereinsamung des Aktes im „Blick ins Unendliche“ manifestiert sich hier der überzeugende Zusammenhang in der gewaltigen sozialen Masse. Der bewußte Sieg der Männlichkeit war errungen, mehr noch, die Manifestation scheint ein Ausdruck der Gewißheit, daß seine umstrittenen Überzeugungen einstimmige Anerkennung finden werden. Bedeutete doch das Bild der Reformation für sein Unbewußtes das Erreichen und den Sieg der völligen Genitalität. Wir konnten seine schöpferischen Versuche zur Reformierung der Mitte, die, wie wir sahen, genitale Bedeutung haben muß, von der „Nacht“ zum „Tage“ über die „Lebensmüden“ und den „Blick ins Unendliche“ verfolgen bis zur „Einstimmigkeit“, wo ihn nichts mehr hinderte, vor aller Welt seine stolze Männlichkeit zu bejahen. Seine Produktionskraft war in dieser Zeit ungeheuer. Gleichzeitig mit der Entstehung dieses Werkes war er mit einer Französin Darel bekannt geworden, deren weibliche Reize ihn ganz gefangen nahmen. Es ist dieselbe Freundin, von der wir das ergreifende zeichnerische und malerische Tagebuch des Leidens und Sterbens erwähnt hatten, und das mit dem Bildnis der „Toten“ 1915 seinen Abschluß fand.

Wie Hodler über die Liebe und das Liebesleben dachte, erhärtet aus einer Äußerung, die Loosli zitiert:

„Es ist ein eigentümliches Ding um das Liebesleben der Menschen, wie es von der Natur bedingt und gewollt ist, und was die menschliche Gesell-

schaft daraus gemacht hat. Sie hat es zustande gebracht, eine naturgesetzliche Lebensbedingung so selbstquälerisch sinnlos zu versauen, daß man sich oft fragt, ob denn die Menschheit aus lauter asketischen Tollhäuslern zusammengesetzt sei.“

„Ich habe mich nun lang und oft mit dem Gegenstand befaßt, habe das Liebesleben in verschiedenen seiner Erscheinungsformen an mir und an andern beobachtet und erfahren, aber eines ist mir nie gelungen, so oft ich mir auch alle Mühe gab, mich mit den landläufigen Anschauungen der Großzahl meiner Mitmenschen darüber zu einigen, nämlich einzusehen, was die Liebe und ihre Auswirkungen mit dem Sittengesetz zu tun hat.“

„Ich verstehe zur Not, daß sich die Menschen zu einem Sittengesetz zusammenfinden und einigen, soweit dieses Sittengesetz Handlungen oder Unterlassungen berührt, deren Vollzug oder Nichtvollzug ihrem freien Willen anheimgestellt ist. Aber, daß man ein Naturgesetz, das die Grundlage jeglichen organischen Lebens bedingt, mit unserem kurzsichtigen Menschenmaß abzirkelt und regelt, sich anmaßt, es in andere als die von der Natur selber gewollten Bahnen zu lenken, um es innerhalb dieser unnatürlichen Schranken festzubannen, das geht über mein Verständnis, dagegen empört sich mein ganzes Wesen.“

„Ehrlicherweise muß ich gestehen, daß ich in Bezug auf das Liebesleben morallos bin, und zwar nicht, wie ich weiß, aus mir eigener, angeborener oder anerzogener Schlechtigkeit, sondern weil mir meine ganze Lebenserfahrung, alle meine Beobachtungen die Erkenntnis aufdrängen, daß die Moral verlogen, und was viel schlimmer und in seinen Wirkungen gefährlicher ist, im letzten Grunde lebensverneinend wirkt.“

Obwohl wir die Überzeugung haben, daß diese Gedankengänge Hodlers immer schon in ihm lebendig waren, bedurfte es, wie wir sahen, des gigantischen Kampfes des Genies, um in seinem Lebenswerk den Ausdruck dafür reifen zu lassen und so auf dem Wege der Sublimierung der ganzen Menschheit die Möglichkeit zu geben, mitreifend jene Gedanken aufzunehmen.

Nach der „Einstimmigkeit“ entstanden noch eine ganze Reihe weiterer Werke von starker Ausdruckskraft. Lassen wir Hodlers Interpreten sich über deren Wirkung äußern: „Eine eigentümliche Empfindung bemächtigt sich unser ob ihrer Betrachtung. Ähnlich der vielleicht, die man verspürt, wenn man die Altersselbstbildnisse Rembrandts schaut. Man ahnt, daß, wenn Hodler nun weiter schaffen könnte, wenn er noch einige Jahre, noch ein oder zwei Jahrzehnte leben dürfte, sein Werk eine neue Richtung einschlagen würde. Was er zeitlebens mit einer Heftigkeit wie selten ein anderer der Natur gegenüber empfunden, erlitten und erstritten hat, gehört ihm jetzt ganz, weil

er dessen Herr wurde. Seiner selbst, seiner unbändigen Leidenschaft Herr! Wie eine milde Herrschergebärde aus einer höheren Welt verkünden Hodlers letzte Landschaften erhabenen Frieden, dauernd strahlende, leuchtende Schönheit, die nie wankt, nie enttäuscht, die fest und unerschütterlich gegründet ist auf letzter, verklärter, erhabener Erkenntnis . . . Sie wirken gewaltig, sie klingen wie ein ferner, ahnender Kindheitstraum.“

Teufelsdreck, die Arznei

Von

Hans Zulliger

Ittigen (Bern)

Die berndeutsche Mundart ist eine der bilderreichsten und eine wunderbar plastische, feinnüancierte, oft auch recht handgreifliche und drastische Sprache. Sie brachte eine heute noch blühende lyrische, epische und dramatische Literatur zustande und hat bei den neuzeitlichen Verkehrsmitteln und der Überschwemmung des Landes mit fremdsprachigen Elementen eigentlich nur in den Städten an Abflachung gelitten, während sie in den Tälern ihre ursprüngliche sinnliche Kraft konservierte.

Wenn man einem Bernerbauern etwas aufschwätzen, ihm einen Bären aufbinden, oder ihn von etwas überzeugen will, woran er nicht glaubt, dann kann man erwarten, daß er seiner Ablehnung mit den derben Worten Ausdruck verschafft: „Ja Tüüfelsdräck!“

Das heißt soviel wie „Kot des Teufels“ und will bedeuten: „Daran glaube ich nicht — ich laß mich nicht über den Löffel balbieren!“

Teufelsdreck scheint also heute der Bauer als eine gänzlich wertlose und verächtliche Materie einzuschätzen. Noch vor wenigen Dezennien jedoch war das anders. In der Geschichte „Vo Hanslin und Grittlin“ läßt Simon Gfeller¹ einen Vater seinem Jungen den Auftrag geben: „Zersch geisch i d'Apotheegg

1) Gfeller „Am Hag no“. S. 193. Bern, 1919. — In der pharmazeutischen Wissenschaft versteht man unter Teufelsdreck den Stinkasant (*Asa foetida*, *Suc syriac*, *Merde du Diable*, *Stercus diaboli*), den man früher bei Hysterie, heute hauptsächlich in der Veterinärmedizin verwendet, wie Tschirch in seinem „Handbuch der Pharmakognosie“ (Leipzig, 1925, Ste. 1075—1095) bestätigt. — Ich habe Simon Gfeller darauf aufmerksam gemacht und angefragt, ob er mir seine Angabe, daß „Teufelsdreck“ im bernischen Emmental Teriak bedeutet, bestätigen könne. In einem Briete vom 19. 5. 31 schreibt mir der Dichter, daß er sich nochmals genau erkundigt und überzeugt habe: Teufelsdreck, Dreiak, Dreiax und Theriak seien das nämliche.

u chauffsch für drei Batze Tüüfelsdräck!“ In einer Fußnote gibt der Dichter an, daß „Tüüfelsdräck“ der mundartliche Ausdruck für „Theriak“ sei. Er ist also ein Arzneimittel. Die Bezeichnung „Tüüfelsdräck“ ist seine durch die Mundart entstellte berndeutsche Anpassung.

Eine andere solche ist „Dreyak“ oder „Dreiax“, und heute noch sagt man „Da treit alle Dreiax nüt ab!“, oder „Da hilft ke Dreiax nüt!“ wenn man behaupten will, daß alle Mühe nicht helfe, und daß es kein Gegenmittel gebe; man braucht den Ausdruck aber auch im abstrakten Sinne „Da gibt es keine Einwendung, da gilt keine Widerrede“. ¹ Im bernischen Seeland kennt man den Ausdruck „Dreiax-Dreiax“ nicht; im Sinne von Arznei, oder auch bildlich, sagt man: „Da treit alle Tüfelsdräck nüt ab!“

Über den Gebrauch des Theriaks als Arznei berichtet Friedli²: „Ein schreckliches Mittel für Säuglinge, die man bei Konvulsionen beruhigen wollte, war — oder ist etwa noch? — der opiumhaltige Theriak, mit dessen Vertrieb sich seinerzeit sogar eigene Theriak-Hausierer abgaben. Aus Sumiswald wird sein Gebrauch im Jahre 1796 bezeugt³, und Hebammen sollen ihn selbst gegen einfache Schlaflosigkeit löffelweise verordnet haben — mit dem gründlichen Erfolg eines ewigen Schlafes.“

Tatsächlich wird die Latwerge heute noch in den Apotheken Berns verkauft. Zwar wird sie wenig mehr in ihrer reinen Form verlangt, außerdem ist aus dem Rezept der ehemals wichtigste Bestandteil, das Fleisch der Viper, ausgemerzt worden. Das im Bernbiet beliebte „Schwedische Lebenselixir“ enthält Theriak. In der Ostschweiz soll der Theriak noch recht häufig Verwendung finden, und zwar ist der Detailpreis heute Frs. 1.50 für die 100 gr., während er früher bedeutend höher stand. ⁴

Das Arzneimittel Theriak wurde früher im Bernbiet als eine Art von Universalheilmittel gegen alle möglichen Krankheiten bei Mensch und Tier hochgeschätzt. Man brauchte es in Form von Salben, oder man nahm oder schüttete es in aufgelöstem, flüssigen Zustande ein. Es sollte als Gegengift gegen jegliche Vergiftungserscheinungen, in diesem Sinne auch als Prophylaktikum wirken, man verordnete es gegen Wundfäule, Eiterung und gegen alle Arten von Fiebern. ⁵ Das Rezept zum Einnehmen lautete: „Fasten bis Mittag in Vermeidung von jeglicher Zugluft, dann ins Bad gehen, darin bis zum Schwitzen sitzen, hierauf einen Becher warmen

1) Siehe auch Emanuel Friedli „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“, Bd. I/„Lützelflüh“, S. 460. Bern, 1905.

2) Friedli, l. c. pg. 460.

3) Gotthelf, „Zeitgeist und Bernergeist“, S. 272/II. Berlin, Zürich, 1852, Bern.

4) Pers. Mitteilung von Hrn. Apotheker Stotzer, Jura-Apotheke, Bern. — Von Hrn. Apotheker Dellsperger, Waisenhausplatz, Bern, wurde mir mitgeteilt, daß eine Anzahl verschiedener Rezeptierungen zur Theriakzubereitung bestehen, und daß früher unter seinem Namen sogar Abtreibungsmittel in den Handel gebracht worden sind.

5) Martin, „Der Theriak“ in Fortschritte der Therapie, April 1928, Berlin,

Wassers mit einem kleinen Stück Theriakkonserve, wohldurchsieht, nehmen, sich dann zudecken und schwitzend liegen bis zum Nachmittag um 3 Uhr. Dann darf man essen, muß sich aber vor Zugluft hüten.“¹

Für die äußerliche Anwendung finden wir ein Rezept in einem alten Buche „Neuzeitliche Geheimmittel“, das im Jahre 1777 in Murten (Schweiz) im Druck erschien und einen anonymen Verfasser hat. Darin wird gegen den Biß eines tollwütigen Hundes verordnet: *«Lavez la plaie avec de la lessive de cendres de chêne et avec de l'urine, et appliquez-y un cataplasme composé de Thériaque de Venise, d'Allaria, de Rue et de Sel.»*

Der Theriak wurde schon früh mit anderen Mitteln vermischt. Reutter² gibt an, daß man ihn im Mittelalter zur Pestbekämpfung, gegen Pleuritis, Rheumatismen, und extern bei Augenkrankheiten und allen Entzündungen verwendete.

Bei Ettmüller³ findet sich ein Rezept zur Einbalsamierung von Leichen, worin der Theriak eine Hauptrolle spielt:

Theriak des Andromachus	4 Unzen
Olivöl	2 Drachmen
Perlensalz und Korallensalz, je	4 Drachmen
Siegelerde	1 Unze
Muskat	1 Drachme

Aus diesen wenigen Angaben wird die allgemeine Verwendbarkeit und Verbreitung des Theriaks ersichtlich. Die Latwerge, die selber aus etlichen tierischen Substanzen, 6 pflanzlichen Giften und 64 anderen Ingredienzien zusammengesetzt war⁴, spielte besonders in der alten „Dreckapotheke“ eine überragende Rolle.⁵

Derlei Apotheken gab es seinerzeit in der Schweiz und auch im übrigen Europa eine große Zahl. Eine der berühmtesten betrieb der Berner Micheli Schüppach (1703—82)⁶ in Langnau im Emmental, dessen Heilkunst nicht etwa nur die Bauern der Umgegend, sondern ebenso ein weithergereistes

1) Heine, „Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer“, III. Bd., Leipzig, 1903.

2) Reutter de Rosemont «Comment nos pères se soignaient», pg. 223, Paris, 1917. Siehe auch in Peters „Aus pharmazeutischer Vorzeit“, Verl. Springer, Berlin.

3) Ettmüller «La Pharmacopée raisonnée de Schroeder», commentée par lui, Lyon, und «Traité du choix des médicaments de Daniel Ludovicus», Lyon, 1710.

4) Martin, l. c. pg. 250.

5) C. F. Paulini „Neuvermehrte heylsame Dreckapotheke“, Nürnberg 1644. Das Buch erlebte bis 1696 sechs Auflagen, die 7. wurde 1847 als Kuriosität gedruckt.

L. Reutter «Des médicaments d'origine humaine et animale prescrits en Europe en moyen âge et pendant la Renaissance» in «La France médicale», No. 10 ff., Paris, 1913, Charras, «Pharmacopée royale», pg. 573, Paris, 1691.

6) Fetscherin-Liechtenhahn „Michael Schüppach“ in „Alpenrosen“, 12. Jahrg. Bern, 1882.

Stämpfli „Michael Schüppach“ in „Sammlung bern. Biographien“, Ste. 203 ff., Bd. II, Bern, 1896.

und zum Teile fürstliches Publikum erfreute. Gotthelf hat eine ehemalige Kräuter- und Dreckapotheckerin in „Annebäbi Jowäger“ verewigt.

Heute sind wir geneigt, auf die Kunst der alten Apotheker mit mitleidigem Lächeln, Verachtung und gar mit Abscheu zu reagieren. Der bern-deutsche Ausdruck „Selbiheer“ (Salben-Herr), mit dem man einst im Volksmund einen geschätzten Apotheker beehrte, hat heute die Bedeutung „Schmierfink“. Man bezeichnet damit besonders kleine Kinder, die in ihre Betten oder Unterwäsche defäzierten und sich damit verunreinigt haben.

*

Die Geschichte erzählt, daß der König Mithridates IV. Eupator von Pontus (124—64 vor Chr.)¹ an Vergiftungsangst gelitten hat. Um sich zu schützen, nahm er täglich Gegengift ein. Er genoß jedoch auch Gift, um seinen Körper langsam zu immunisieren.

Als dann Pompejus das pontische Reich eroberte und dem römischen Weltreiche einverleibte, gelangte er in Besitz der mithridatischen Rezepte und brachte sie nach Rom. Ein Leibarzt des Kaisers Nero fügte einem Gegengiftrezept des Ponterkönigs, „Mithridat“ genannt, eine Anzahl von neuen Bestandteilen bei und benannte die Latwerge als „Tyriak“ oder „Theriak“. Das Wort ist vom lateinischen *tyrus* (= Schlange) abgeleitet. Denn der Hauptbestandteil des Medikamentes waren Viperntrochiscen. Da der Leibarzt den Namen *Andromachus* trug, wurde das von ihm erfundene Gift-Gegenmittel als „*Thyriak andromachi*“ bezeichnet, später etwa auch nach dem Begründer der Humoralpathologie, dem von 131—200 nach Chr. in Rom lebenden griechischen Arzte *Galenos* als „*Thyriak galeni*“. Im Mittelalter erhielt der Theriak seinen Beinamen gelegentlich nach seinem hauptsächlichsten Herstellungsort, es war dies Venedig. Eine Abart, in der das Schlangenfleisch nicht vorkam, und die man deshalb trotz ihres himmlisch klingenden Namens weniger schätzte, war „*tyriaca coelestis*“.²

Im alten Rom war es nur den Leibärzten der Kaiser erlaubt, den Theriak aus der *Vipera Redii*³ herzustellen. Der oberste Landesherr gab dazu die nötigen Rezepte und das Geld. Später kamen die Vorschriften auf irgend einem dunklen Wege in den Besitz des Tempels *Morestan* in Kairo. Dem Paduaner Professor *Prosper Alpinus* gelang es, das Rezept wieder

1) Siegrist „Studien und Texte zur frühmittelalterlichen Rezeptliteratur“. Zürcher Habilitations-Schrift. Leipzig, 1923. — Martin, l. c. — Schelenz „Geschichte der Pharmacie“, Berlin, 1904.

2) Martin, l. c.

Paulini „*Theriaca coelestis reformata*“. Francofurt, 1701.

3) Erst *Francesco Redi* hat an der italienischen Viper entdeckt, daß ihr Gift in Drüsen lokalisiert und nicht im ganzen Körper verteilt ist. Siehe sein Buch „*Osservazione interno alla Vipere*“, oder *Charras* «*Nouvelles expériences sur les Vipères*», Lyon, 1669.

zu erlangen, als er in den Jahren 1560—83 eine Reise nach dem Nillande machte und dort Zeuge wurde, wie die ägyptischen und arabischen Ärzte auf Anordnung des Präfekten von Kairo unter ihrem Archiater zusammenkamen, um das Präparat herzustellen.

Nach Galens Vorschrift mußten die Vipern zu Ende des Frühjahrs gefangen werden, dann sott man sie ohne Kopf, Schwanz und Eingeweide in Dill. Alsdann entfernte man die Reste des Skeletts und knetete das Fleisch mit gleichen Teilen von gutgebackenem Brote. Hierauf wurden die Pillen gedreht, die als der wichtigste Bestandteil des Theriaks galten, und man mischte die vielen anderen Säfte, u. a. das Opium bei. Nachdem Venedig eine Zeitlang der Ort war, wo der Theriakverkauf en gros betrieben wurde, verbreitete sich später die Herstellung über die ganze zivilisierte Welt. So werden Wien, Worms, Köln, Hanau, Magdeburg, Braunschweig, Frankfurt a. M., Haag, Paris, Lyon, die Türkei angegeben. In der Schweiz wurde eine Zeitlang Zürich die Hauptvertriebsstelle.¹

Die Latwerge wurde unter Beisein des Ärztekollegiums und der Aufsicht einer hohen Obrigkeit gemischt,² und die Schwierigkeit dabei war die Beschaffung der echten Vipernpillen. Sie mußten aus Italien bezogen werden; auf den Sendungen durfte das Herkunftssiegel nicht fehlen, und wegen Betrugs kam beispielsweise im Jahre 1582 die Wormser Apothekerordnung dazu, vorzuschreiben, daß man die Vipern lebendig aus dem Süden beziehen mußte. Es verlohnte sich für die Italiener, Schlangenfarmen anzulegen, u. a. hatte sich der in Rom lebende Amsterdamer Arzt Horst eine solche eingerichtet. Der hohe Preis, der für den Theriak bezahlt wurde, verlockte alle Schwindler zur Fabrikation von Fälschungen, und noch im Jahre 1898 wurden Martin³ in Zürich von einem alten tyrolischen Hausierer „Theriakschnitten“ angeboten, die sich bei näherer Untersuchung als Zwiebäcke mit einem Zimt-überguß („Magenbrot“) herausstellten.

Mit dem Aufkommen der chemischen Lehren in der Arzneimittellkunst, die von dem berühmten Reformator der Heilkunde, dem Einsiedler Bürger Theophrastus Paracelsus (1453—1541) eingeführt wurden, nahm das Ansehen des Theriaks — allerdings nur sehr langsam — ab. 1770 nennt der Apotheker und Arzt Ernsting den Theriak „ein weitläufiges und unnützes Schmierament, so noch heutiger Zeit in den Apotheken, ja an einigen Orten mit vielem Pomp und unnützen Kosten gemacht wird“. Aber noch in der „Pharmacopoea Hispanica“ vom Jahre 1884 ist der Theriak mit allen seinen alten Bestandteilen verzeichnet, ebenso in der „Pharmacopoea Germanica“ von 1872. Frankreich und Spanien

1) Pharmacopoea Helvetica, 1771, nach Tschirch „Die Pharmacopöe“ in „Janus“, 10. Jahrg. Haarlem, 1905.

2) Bühler „Über die öffentliche Zubereitung von Theriak in Paris“ in „Pharmazeutische Post“ Jahrg. 1892, Wien, Ste. 597.

3) Martin, l. c. pg. 252.

sollen ihn noch 1905 in ihren Arzneimittelvorschriften aufgeführt haben, während er 1882 aus den deutschen Rezeptbüchern ausgemerzt worden ist und nach und nach auch aus der Erinnerung des Volkes als Universalmittel verschwand.¹

Heute erinnern, wo er sein Ansehen fast ganz verloren hat, nur noch eine Anzahl sprachlicher Ausdrücke an das einst so sehr geschätzte Medikament. In der Türkei heißt man alle Opium-, Haschisch- und Alkoholfreunde „Tiriaki“, und der deutsche Geschlechtsname „Treiacher“ oder „Dreacker“ mag auf die ehemaligen fahrenden Theriakkrämer zurückgehen. In Sammlungen und Museen bewundern wir die alten Theriaktöpfe, die oft, wohl um ihre einstige Bestimmung zu kennzeichnen, als Handheben ornamental angebrachte Schlangen tragen.

Der Theriak, den man heute noch verkauft, entspricht in seiner Zusammensetzung ungefähr der „theriaca coelestis“, die tierischen Bestandteile fehlen darin, aber nicht das Opium und andere pflanzliche Gifte.

*

Es ist gewiß, daß die bernische Landbevölkerung nicht von ungefähr darauf kam, den Ausdruck „Theriak“ in „Tüüfelsdräck“ umzuwandeln. Daran ist nicht allein die Klangähnlichkeit der beiden Worte schuld, vielmehr die Auffassung, daß die Droge wirklich den Kot des Teufels bedeute. Denn der Kot, so wie übrigens auch alle übrigen menschlichen und tierischen Ausscheidungen und Körperteile spielten in der ehemaligen Arzneimittellehre eine höchst wichtige Rolle.

Heute noch wird der Kuhfladen bei den Bauern, selbst in nächster Umgebung der Hauptstadt, als Gegenmittel bei Blähungen der Rinder verwendet: man streicht ihn den Kühen an strohenen Garbenbändern ins Maul; die Tiere beginnen dann zu kauen, sie strecken die Zunge stoßweise heraus, und die Blähluft entweicht. Einstreichen oder Ansmieren von Kuhfladen wurde früher auch bei Menschen gegen Mundfäule und Rheumatismen angewendet, gegen letzteres Übel verordnete man auch Thee aus Roßmist.² Im Emmental gilt noch heute der eigene Urin als blutstillendes Mittel, wenn man sich äußerlich verwundet hat. Andernortes legt man auf die Wunde ein Spinnennetz auf, dessen Fäden für die Anschauung des Volkes auch analer Herkunft sind. Taubendreckschläge sollen die Furunkel „ziehen“, d. h. zum Reifen und Ausgehen veranlassen. Menstrualblut vertreibe die Warzen. Wenn ein Kind in der „Glückshaube“ (Eihaut) geboren wird, dann bedeutet dies nicht allein für den Säugling, daß er ein glückhafter und gesunder Mensch werden wird; verschafft man sich ein Stückchen der Glückshaube, trocknet es und trägt man es bei sich, so ist man wie mit einem Amulett gegen Unglück und Krankheit gefeit. Damit

1) Martin, l. c. pg. 255.

2) Friedli, l. c. pg. 458.

einem böse Hunde nichts antun, braucht man nur ein Stück Brot in die Achselhöhle zu nehmen, sodaß der Schweiß darein gerät, und es den Tieren zu füttern, die einen verfolgen: dann zeigen sie sich zahm und fügsam.

Im Geheimen sind noch allerlei ähnliche „Zaubermittelchen“ verbreitet, doch schämen sich die Leute, sie zu verraten, denn es mag niemand gern den Anschein von sich erwecken, er sei abergläubisch, weil er fürchtet, darum verlacht zu werden. Besonders existieren eine ganze Anzahl von Mitteln, um vermöge von menschlichen Ausscheidungen einen Liebeszauber zu bewirken. Allgemein bekannt ist noch, daß sich die Männer dadurch eine vermehrte Potenz verschaffen, indem sie die zubereiteten Testikel eines getöteten Zuchtstieres verzehren und weißen Wein dazu trinken.

In vergangenen Zeiten wurden Heilmittel, die aus den Se- und Exkreten oder Körperteilen von Menschen hergestellt worden waren, viel häufiger und vor allem öffentlicher benutzt, und zwar nicht etwa nur von der bäurischen Bevölkerung, und auch nicht allein in der Schweiz. Es seien hier eine Anzahl derartiger Rezeptierungen vorgeführt:

„L'excrément sec de l'enfant, mélangé avec du miel attique, est un excellent remède contre les inflammations de la luerie, qui menacent la suffocation. Mais il faut nourrir cet enfant-là, deux jours de Lupins, bon pain assez levé et salé, et lui faut bailler à boire médiocrement du vin vieil afin qu'il cuise fort bien.

Le troisième jour, il faut secher l'excrément et en faire comme il a été dit.

On lui pourrait bailler à manger de la chire de poules et de perdrix femelles bouillies, si elle ne rendait l'excrément plus puant.

Ce secret de Galien, qu'il apprit à quelqu'un à grandes prières comme il escrit lui-même.¹⁾

Charras²⁾ empfiehlt gegen Rotlauf, Geschwüre und Grind: „Man destilliere an der Sonne getrocknete menschliche Exkrementen, nachdem sie den schlechten Geruch verloren haben.“

Der Arzt Desprès, der einst an der berühmten Charité in Paris wirkte, verordnete frischen menschlichen Kot, um die durch einen chirurgischen Eingriff entstandenen Wunden „zusammenzukleben.“³⁾

Andere Heilkundige empfahlen, den Extrakt aus menschlichen Exkrementen, genannt „Sterkoral-Öl“ oder „Aqua stercoralis“ als ein die Verdauung beförderndes Mittel einzunehmen, es half gegen Verstopfung und war ein geschätztes Arzneimittel gegen jegliche Zauberei. Der Trank brachte

1) Reutter, l. c. pg. 245. — „Hauss-Apothek, Curieuse. nützliche, ergötzliche, wie man durch seine eigene bey sich habende Mittel, als dem Blut, dem Urin, Ohrendreck, Speichel . . . mit natürlichen Mitteln seine Gesundheit von fast allen Krankheiten heilen könne“. Frankfurt a. M., 1609.

2) Charras „Pharmacopée Royale“, pg. 573, Paris, 1691.

3) Reutter, l. c. pg. 253. — Rulandi „Pharmacopoea nova in qua reposita sunt stercora et urinae“, Nürnberg, 1644.

angeblich auch die Abszesse zum Reifen, halt gegen die Bräune,¹ und er erhielt vornehmen Hofdamen den Teint jung und frisch.

Gegen Epilepsie wurde Menstrualblut verordnet, dieses war auch eine Arznei gegen Kolik, und es brachte die Muttermale zum Verschwinden. Von besonders heilkräftiger Wirkung galt das erste Menstrualblut.¹ Bleichsüchtigen Mädchen in Italien gab man ihren eigenen Morgenurin zu trinken. Damit die Frauen leichter gebären konnten, verabfolgte man ihnen während der letzten Zeit ihrer Schwangerschaft den Urin ihrer Ehegatten.²

Blut, Frauenmilch, Schweiß, Geburtswasser, Sperma, Speichel, Extrakte aus Leber, Herz und andern Eingeweideteilen, pastifizierte Mumienteile, pulverisierte Menschenknochen, die Haare — alles am Menschen konnte die mittelalterliche und antike Heilkunst als Medikamente verwenden. Der arabische Arzt Ibn Rodhwän erklärt: „Alle menschlichen Körperteile können geheilt werden durch Einverleibung gleicher Körperteile, die von einer mumifizierten Leiche herkommen.“³

Der Handel und die Zurichtung von Mumien ist aus dem VII. Jahrhundert in Persien, aus dem XII. in Syrien und Palästina nachgewiesen. Durch die Kreuzzüge wurde die „*mumia vera*“ auch in Europa bekannt. Moderne Apotheker und Chemiker sprechen der Mumie infolge ihres Gehaltes an Asphalt (Bitumen) objektiv offizinale Wirkungen zu.⁴ Nach den Kreuzzügen plünderte man die Gräber Ägyptens aus, bis es die Mohammedaner bei Todesstrafe verboten; dann verschaffte man sich in Palästina die Leichen von Pest- und Leprakranken, mumifizierte sie und verhandelte sie nach den europäischen Apotheken. Später stellte man in Europa selber Mumien her, und zwar sollen diejenigen, die unter bestimmten zeremoniellen Vorkehrungen aus rothaarigen Gehängten fabriziert wurden, die heilkräftigsten gewesen sein. Dabei bestand der Glaube, daß die Mumien der Ungläubigen (also diejenigen ägyptischer oder palästinesischer Herkunft) oder der Gehängten mit dem Teufel in Verbindung standen, und daß sie deshalb heilkräftig wirken konnten.⁵ Wurden deshalb die Mumien nicht nach ganz genau bestimmten weitläufigen, sorgfältig und oft schwer auszuführenden Vorschriften behandelt, oder aber die Mumienteile nicht regelrichtig, das heißt peinlich nach Angabe der Rezepte verwendet, so konnten sie lebensgefährlich werden. Schiffe, auf denen Mumientransporte übers Mittelmeer stattfanden, gerieten in äußerste Seenot infolge ihres Inhaltes, und man konnte sich nur auf die Weise retten, daß man die eingetrockneten Leichen über Bord warf.

Dagegen behauptet der Jesuit Bernhard Caesius in seiner „Mine-

1) Reutter, l. c. pg. 253.

2) Reutter, l. c. pg. 260.

3) „Geschichte der arabischen Ärzte“, Göttingen, 1840.

4) Reutter, l. c. pg. 187 ff. und Lit.-Angaben.

5) Reutter, l. c. pg. 199.

ralogia“ (Leyden, 1636, pg. 369), daß der Mumia vera nicht allein nur eine therapeutische Kraft zukomme, sondern auch eine moralische: sie zwingt den Sterblichen daran zu denken, daß er nicht ewig lebe, und sie erinnere den Patienten daran, daß Christus für ihn gestorben sei.

Wir finden die Verwendung oder Erwähnung der Mumien auch in der schönen Literatur. Shakespeare deutet im „Macbeth“ darauf hin, daß Zauberer und Hexen Mumienteile verwenden, und in den „Lustigen Weibern von Windsor“ sagt Falstaff: „Wenn ich mich ertränke, dann wird aus meiner Leiche ein Berg von Mumie!“ Rabelais drückt sich im 5. Kapitel des 3. Buches seines „Pantagruel“ folgendermaßen aus: *„Si quelque jour, pour restaurant et faire pêter les bonnes femmes en extrême passion de colique venteuse, les médicamens ne satisfont aux médecins, la momie de mon paillard et emporté corps leur sera remède proesent.“*

In der „Pharmacopée“ von André Caille (Lyon, 1714) steht ein wichtiger Vermerk: der Autor führt dort an, daß man anstelle von menschlichem Blute oder Urin besser Blut oder Urin vom Ziegenbock verwende. Andere Autoren ersetzen die Mumie durch Teile von Tierleichen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß man zur Bereitung der Mumie den Theriak verwendete. Die Beziehung von Theriak und Mumie, bezw. von Teufelsdreck und der Verwendung von menschlichen Teilen und Exkrementen in der alten Heilkunst, zwischen dem Teufel und der Mumie sind aufgezeigt worden. Im Volksglauben gilt der Ziegenbock als Ersatz des Teufels, im Berndeutschen sagt man noch heute, wenn jemand an die Türe klopf, den man gut kennt und erwartet: „Herein, 's wird wohl nicht der Geißbock sein!“, was soviel bedeutet, als daß es nicht der Teufel sein werde. Teufel, Mumie und Ziegenbock sind also ein und dasselbe.

Der Mumie erging es ähnlich wie dem Theriak. Während sie Paracelsus noch empfohlen hat, erschien schon im Jahre 1587 in dem Buche „Medica universa“ von Ambroise Paré eine Warnung vor diesem Heilmittel, das heute aus der pharmazeutischen Literatur verschwunden sein soll. Jedoch sei — laut Reutter de Rosemont — erwähnt, daß die Mumia vera als offizinale Droge noch im Jahre 1912 in den Preistabellen der Haaf'schen Apotheke in Bern und in der Siegfried'schen Droguerie zu Zofingen aufgeführt wurde.

Der Grund, warum sie weniger volkstümlich werden konnte als der Theriak, ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß ihr Preis sehr hoch war. Mumia vera war das Heilmittel der Vornehmen. Vermutlich verhinderte auch die Abscheu vor der Anthropophagie, daß sich ihr Genuß in den breiten Schichten des Volkes verbreitete. Dann ist auch in Betracht zu ziehen, daß ihr Aufkommen jüngeren Datums ist als das des Theriaks.

*

Nachdem wir nun aus der Sprache, Volkskunde, Geschichte und der pharmazeutischen Literatur in bewußter Einschränkung das notwendige Material zusammengetragen haben, wollen wir den Versuch wagen, mit der Psychoanalyse dem tieferen Sinne der alten und vielleicht auch der modernen Heilmittelkunst nahe zu kommen. Dabei sei ausdrücklich bemerkt, daß Rezepte im Sinne der „Dreckapotheke“ viele dickleibige Folianten füllen — daß es jedoch im Rahmen dieser Arbeit unmöglich und gewiß auch unnötig erscheint, mehr zu zitieren.

Wenn wir an das berndeutsche Ersatzwort „Teufelsdreck“ für Theriak denken, so ist uns längst klar geworden, daß im Mundartwort das Verdrängte wieder zum Vorschein kommt: seiner Struktur nach ist er „Kot“, und weil er wirkt als Medizin, so muß er eben Teufelskot sein. Der Teufelsglaube ist der Vorläufer zum Gottesglauben, er steckt viel tiefer im Menschen, ist ursprünglicher als dieser. Noch jetzt lebt der Gedanke, daß dort, wo Gott nicht helfen kann, der Teufel gewiß helfe.¹ Wenn bei uns zulande jemand niest, dann wünscht man ihm: „Helf dir Gott!“ Niest er nochmals, dann wird das Gleiche gewünscht. Niest er aber ein drittesmal, dann sagt man: „Nun, so helf dir der Teufel!“ Es ist bekannt, daß bei den Primitiven der ursprüngliche Glaube der an die Dämonen als die Abkömmlinge der Gestorbenen ist.

Wenden wir uns nun der Geschichte der Erfindung des Theriaks zu. Wir haben gehört, daß sich der pontische König Mithridates vor Vergiftung fürchtete. Es dürfte vermutet werden, daß es sich bei ihm nicht um eine real begründete Befürchtung, oder nicht allein nur um eine solche, sondern um einen richtigen Vergiftungswahn handelte. Wir sind dessen nicht sicher. Dagegen erzählt uns die Geschichte der römischen Kaiser, daß Nero ein Psychopath war. Wir können dessen Vergiftungsangst als eines seiner Krankheitssymptome ansprechen. Denn die Beseitigung der Kaiser der damaligen Epoche geschah nicht durch Gift, eher durch Dolch und Schwert. Auch sicherten sich die alten Monarchen gegen Gift dadurch, daß sie ihre Köche und Sklaven die ersten Bissen von ihren Speisen verzehren ließen, um daran ihre Wirkung zu beobachten, bevor sie sich selber ans Essen machten. Es ist auffällig, daß Nero nötig hatte, tagtäglich Gegengifte einzunehmen.

Über „Giftmord und Vergiftungswahn“ hat uns Kielholz² eine ausführliche Abhandlung geschrieben, worin er nachweist, daß die Kranken eine

1) In der Gegend von Mossul lebt eine 750.000 Anhänger zählende Sekte, die Jesiden, die den Schaitan (= Teufel) anbeten, weil sie der Ansicht sind, Allah habe auf Erden keine Macht gegen Krankheit, Not und Krieg. Der Oberpriester dieser Teufelsanbeter wohnt auf der Burg Ba-hadra, und ihre Bibel Meshaf-i-Kesch soll sich im Original in Wien befinden. (Bericht von Leo Mathias in der „National-Zeitung“ v. 16. April, Abendblatt, Basel, 1931.)

2) In „Int. Ztschr. f. PsA.“, Bd. XVII (1931), Heft 1.

Intoxikation durch menschliche Se- und Exkrete befürchten. „Die Se- und Exkrete des Mutterleibes sind deshalb so gefährlich, weil ihre Erwerbung und ihr Besitz einem Inzest gleichkommt, der mit der Kastration und dem Tode geahndet wird“, resümiert Kielholz die Auffassung, die man aus seinen Untersuchungen gewinnen muß.

Offenbar fühlt sich der an Vergiftungswahn Leidende als ein Mensch, der Inzest begangen hat, und der darum bestraft werden soll. So auch — möglicherweise — Mithridates und jedenfalls Nero. Und nun sehen wir, wie sie die gefürchteten Inzestfolgen abwenden. Sie verleiben sich ein durch allerlei Zeremonielle ungiftig gemachtes Gift — den Körper der Schlange, den sie als giftig betrachteten — ein. Für die bewußte Vorstellung des griechisch-mazedonisch-kleinasiatischen Kulturkreises ist die Schlange das Sinnbild der medizinischen Potenz des Gottes der Heilkunde, des Asklepios, also einer Figur aus der Väter-Reihe der Menschheit. Was die Schlange in der unbewußten Vorstellung bedeutet, das haben wir aus der Traumdeutung erfahren: sie ist ein Symbol für den Penis. Es ist ein gefährlicher Penis, mit dem sich die Mithridates und Nero ausrüsteten, um damit stärker zu sein als die Gefahr, die ihnen der Inzest bringt. In dieser Schlange, die den wichtigsten Bestandteil der Universalmedizin, also der Medizin überhaupt ausmacht, dürfen wir die „Schlange des Asklepios“¹, den Penis des vergöttlichten Vaters erkennen. Wir erraten auch, daß es nur dieser sein kann, dem der vom Sohn gewünschte Inzest nichts anhaben kann, und wir verstehen, daß sich der Sohn in Besitz dieses väterlichen Körperteiles setzen muß.

Es wird klar; der Vater wird seines Penis beraubt, damit der Sohn mit ihm ungefährdet den Mutterinzest begehen kann.

In diesem Zusammenhange sei eine kleine Abschweifung zum Denken der heutigen Primitiven erlaubt. Malinowski² berichtet von den Wilden

1) Den Asklepios, Sohn des Apollon und einer Fürstentochter, zeigt eine Bildsäule von Thrasimedes, einem Zeitgenossen des Phidias, in Epidaurios: der halbnaakte Gott stützt sich auf einem Stab, woran sich eine Schlange hinaufwindet, den Kopf in genauer Richtung seines halboffenen Mundes gezückt.

Wenn der Kranke am Abend im Heiligtum des Asklepios ankam (in Epidaurios, Argolis, Kos, Pergamum, Athen, Rom), wurde ein Tieropfer dargebracht. In der Nacht schlief der Patient auf der Haut des Opfertieres in einem dazu bestimmten Raume des Tempels und erwartete, daß der Gott in der Nacht komme und seine Schlange die Lippen des Schlafenden berühre, damit er geheilt erwache. Zum mindesten erhoffte er ein Traumgesicht, das die anzuwendenden Heilmittel offenbarte. (Siehe Friedländer „Darstellungen a. d. Sittengeschichte Roms“, Bd. III, Ste. 116 u. a. O., Leipzig, 1920; Kießling - Wilamowitz - Moellendorff „Philologische Untersuchungen“ Heft 9, Ste. 96, Weinreich „Antike Heilungswunder“ 1909, ferner die kulturgeschichtliche Monographie „Der Arzt“ in der Lehrerbibliothek der Kantonschule Winterthur.)

2) „Das Geschlechtsleben der Wilden“, S. 360 ff. Zürich 1930.

auf den Trobriandinseln (Britisch-Neu-Guinea), daß sie als Ursache der Krankheiten, die lebensgefährlich sind und meist einen tödlichen Ausgang nehmen, den Bruch des Exogamie-Tabus und den begangenen Inzest ansehen.

Der pontische König und der römische Kaiser, die den Mithridat und den Theriak als Stärkung und Gegengift einnahmen, und die die Rezepte geheim hielten und sorgsamer hüteten als einen Goldschatz, fürchteten, von Leuten aus ihrem Volke umgebracht zu werden. Die damals lebenden Despoten scheuten sich nicht, ihre Nebenbuhler oder andere angeblich staatsgefährliche Individuen kurzerhand aus der Welt zu schaffen. Wir wissen besonders von Nero, daß er von seiner Machtbefugnis ausgiebigen Gebrauch machte. Die Gewissensreaktion dagegen war eine Wiedervergeltungsfurcht, die wahnhafte Formen annahm. Die Ödipuseinstellung des zum Kaiser-Landesvater gewordenen ehemaligen Landessohnes Nero (oder Mithridates) wurde auf die Männer des Landes (Landes-Söhne) projiziert, von denen der Monarch nun die Tötung erwartete.

Die Psychoanalyse kennt diesen Verschiebungsvorgang aus der Neurosenbehandlung als ein recht häufig vorkommendes Phänomen.

In der besonderen Art der Wiedervergeltungsfurcht, der Vergiftungsangst, zeigt sich der Zusammenhang mit den Inzestwünschen und ihren Folgen.

Der Theriak, haben wir vernommen, enthält noch eine Reihe von anderen Giften. Wir stoßen auf den Beweis, daß der Gedanke der Immunisierung, den die moderne Serummedizin wieder aufgenommen hat, schon in uralter Zeit bestand¹. Dies nebenbei. Die vielfältige Zusammensetzung des Theriaks deutet uns zudem gleichsam handgreiflich an, daß sein tieferer psychologischer Sinn komplizierter Natur, und daß die Erfindung der Arznei mehrfach determiniert ist. Das Einnehmen von Theriak kann nicht allein das Einverleiben des väterlichen Penis bedeuten. Es ist Symbol sowohl für die Inzestabwehr, als auch für den Inzest, denn die Gifte sind für das Unbewußte Herkömmlinge von der Mutter. Im Leibe des Menschen, der den Theriak verspiessen hat, findet eine magische Vermählung der Eltern statt, und wir merken schon hier einen homosexuellen Anteil im Verspeisen als wirksam.

Wenn wir bedenken, daß das Einnehmen von Theriak auch den Inzest selbst bedeutet, dann wundern wir uns nicht länger über die Tatsache, daß die Gegengifteinnahme dauernd werden mußte und wie eine Rauschmittelsucht anmutet². Denn durch die immer neue Begehung des Inzestes werden die unbewußten Schuldgefühle nicht nur wach gehalten und in einen bedrängenden aktiven Dauerzustand versetzt, sie werden genährt und verstärkt, und deshalb verlangt es den Gegengifteinnehmenden nach immer neuen Dosen.

2) Häfliger „Beiträge zur pharmazeutischen Altertumskunde“ in „Pharmazeutica Acta Helvetiae“, Jahrg. 1930, Ste. 235 Zürich.

3) Blum, „Rauschgifte und Süchtigkeit“, Genf, 1930.

Die ambivalente Einstellung des Menschen zum Theriak ist aus unserem Materiale wohl ersichtlich geworden. Es sei an die umständlichen und zereemoniellen Vorschriften bei der Zubereitung des Mittels erinnert, aber auch an die recht komplizierten Verfahren bei seiner Anwendung. Ferner an die Bemerkung bei Friedli, daß der Theriak, nicht nach richtiger Rezeptierung eingenommen, den „ewigen Schlaf“ zur Folge hatte.

Es verlockt, hier einen Seitenblick zu werfen auf alle die anderen Arzneimittel der Alten: da sehen wir, daß sie alle gleich besetzt werden wie der Theriak; man hofft von ihnen Heilung, und man fürchtet sie — und um ihren möglichen schädlichen Folgen zu entgehen, werden allerlei zauberische Vorkehrungen und Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Sie sind ja das Gleiche wie der Theriak, nämlich menschliche Ausscheidungen, oder menschliche Teile, oder schließlich deren tierischer oder pflanzlicher Ersatz, wo die zunehmende Verdrängung die direkte und offene, unversteckte Anwendung menschlicher Abkömmlinge verbietet. Wir haben feststellen können, daß diese menschlichen Abkömmlinge irgend in einer Art immer mit dem Teufel in Beziehung stehen, in einem etwas ausgeweiteten Sinne also immer „Teufelsdreck“ sind.

Bei den Alten, die Arzneimittel einnehmen, fällt uns die Beziehung zum primitiven Analogiezauber auf. Der Viper wird eine verjüngende Wirkung deshalb zugeschrieben, weil sie von Zeit zu Zeit die Haut abstreift und wie jung erscheint, bestätigt Charras¹. Baumé sagt in seinen „*Eléments de la Pharmacie*“ (Paris, 1775), daß Froschlaichextrakt darum verjüngend wirke, weil aus dem Laiche die jungen Frösche entstehen. Mittel, die auf imitativer Magie beruhen, und denen vielleicht innersekretorische Wirkungen zukommen, gibt es viele, es sei an die noch heute in Übung stehenden Zuchtstestikelessen erinnert.

Ibn Rodwān, der versichert, daß jegliches menschliche Glied dadurch geheilt werden könne, daß man sich den entsprechenden Teil einer Mumie einverleibt, zeigt den Glauben an imitative Zauberwirkung am allgemeinsten. Am vollkommensten sehen wir die Identifizierung des Menschen, der sich eine Speise einverleibt, bei der sog. „Leopardengesellschaft“ der Neger an der Guineaküste, die nach dem Verzehren ihres Totemtieres von sich selber glauben, sie seien nun Leoparden, sich dementsprechend verhalten und zu gefährlichen und bestialischen Mördern werden.²

Aber auch beim Europäer finden wir heute noch Resterscheinungen dieses Glaubens, wenn wir etwa zu lesen oder hören bekommen: „Was der Mensch ißt, ist er.“

Für den primitiven Menschen bedeutet Kranksein soviel, wie von einem böswilligen oder strafenden Krankheitsdämon besessen sein. Malinowski

1) cit. aus Reutter, l. c. pg. 249.

2) Schweitzer, „Mitteilungen aus Lambarene“, Bern, 1925.

berichtet,¹ daß die unter matriarchalen Verhältnissen lebenden Trobriander die Verhexung als Krankheitsursache ansehen. Der gleiche Glaube ist von vielen Negerstämmen bekannt, wie uns verschiedene Forscher² mitteilen. Wir können uns denken, daß die Verhältnisse bei unseren Altvordern gleich waren — wir fragen uns, inwieweit sie heute noch gleich sind, und wir erinnern uns an die Ausführungen Stefan Zweigs in seinem Buche „Heilung durch den Geist“,³ wo der Autor ehemalige und heutige Auffassungen einander gegenüberstellt und diskutiert. Von unsern Ahnen sagt er: „Kampf um die Gesundheit bedeutet also in der Urzeit der Menschheit nicht Kampf gegen die einzelne Krankheit, sondern ein Ringen mit Gott. Alle Medizin der Erde beginnt als Theologie, als Kult, Ritual und Magie, als seelische Gegenspannung des Menschen gegen die von Gott gesandte Prüfung.“ Wozu wir beifügen, daß ursprünglich Gott und Teufel noch in ein und derselben Person verkörpert sind, erst später spaltete die Menschheit die ambivalent besetzte Figur in zwei Personen auf.⁴ Damit stimmt überein, daß man im Mittelalter anstelle von Mumienteilen teuflischer Herkunft auch solche von Heiligen (Reliquien) zu Heilzwecken verwendete.

In Europa wurde wahrscheinlich schon früh der Glaube an einen Krankheitsdämon durch den Glauben an eine Vergiftung ersetzt. Aber bis heute deuten eine große Anzahl von Volksaberglauben darauf hin, daß die ursprüngliche primitive Denkart über die Krankheitsursachen immer noch im Volke wurzelt und lange noch nicht vergessen ist. Wir denken beispielsweise daran, daß im bernischen Emmental der Glaube besteht, man könne einen Epileptiker dadurch heilen, daß man eines seiner gebrauchten Hemden einem Toten mit in den Sarg gibt. Es ist hier die Krankheit als Dämon gedacht, der mit dem Hemde abgestreift und darin enthalten ist, und der durch Analogiezauber abgetötet wird. Friedli⁵ berichtet, man stelle sich vor, daß der „unsaubere Geist“, der den Epileptiker beherrsche, von der „höheren Macht“ des Toten, bzw. vom Tode selber als Person angelockt und zunichte gemacht werde. Ferner herrscht noch der Glaube an den „bösen Blick“, der Kinder und Haustiere krankmachend „verhext“, und an Hexen und Hexer, die jemand „zu Tode beten“ können.⁶

Kommen wir in diesem Zusammenhange auf die Verwendung des Teufelsredes als Universalmedizin zurück; offenbar bedeutet sein Einnehmen: man will — pars pro toto — sich den Oberteufel auf oralem Wege einverleiben, um ihn gegen die kleineren Krankheitsteufel zu mobilisieren, man will den

1) l. c. pg. 30, 33, 35, 138, 256, 279, 322.

2) Vergl. Zeller, „Die Knabenweißen“, Bern, 1923.

3) Leipzig, 1931, pg. 9.

4) Freud, „Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert.“ Wien, 1924. Reik, „Der eigene und der fremde Gott“, pg. 100 ff. Wien, 1923.

5) l. c. pg. 455.

6) Friedli, l. c. pg. 549. — Zulliger „Unghüürig“, S. 68. Bern, 1924.

Teufel mit dem Beelzebub austreiben, und jede Krankheitsbekämpfung wird so zur Teufelsaustreibung. Mit den Medikamenten aus menschlichen Exkrementen und Sekreten, und mit der Mumia vera ist es gleich wie mit dem Theriak: sie sind teuflisch. Denn die Ungläubigen, aus denen die Mumien ursprünglich gemacht wurden, stehen mit dem Teufel in Verbindung, ihre Seelen wandeln in der Hölle, ebenso die der Schwerverbrecher, die am Galgen endeten. Ein Hinweis darauf, daß die heruntergenommenen und mumifizierten „Galgenvögel“ teuflischer Art sind, liegt in der Vorschrift, daß sie rothaarig sein müssen. Es ist bekannt, daß man im Mittelalter rothaarige Menschen leicht als Hexen oder Hexenmeister verdächtigte, die mit dem Teufel direkten Umgang pflogen. Es ist noch heute so und wird immer so sein, daß man sich an seinem Körper geschädigt fühlt, wenn man krank ist. Die Krankheit wird unbewußt als Kastration aufgefaßt, als Bestrafung für inzestuöse Wünsche, denen kein Sterblicher ganz entgeht. Um sich zu helfen, haben unsere Väter den Teufel (Urvater) anal kastriert (d. h., die Kotstange wird als analer Penis, seine Aneignung nach dem Vorbilde der genitalen als „anale“ Kastration aufgefaßt, bzw. umgedeutet) und oral einverleibt oder an den Körper geschmiert, was einen Ersatz für das Verspeisen bedeutet,¹ ebenso wie das Klistieren und das Umhängen von Amuletten.²

Es ist hier eine Einschaltung zu machen, die uns interessieren dürfte. Wenn der Berner Hals- und Brustkrankheiten hat, dann nimmt er dagegen gerne Lakritzenstengel ein. Er benennt die 10—20 cm langen und fingerdicken Stangen als „Bärendreck“. Unter diesem Namen kauft er das Heilmittel in Apotheken, Drogerien und Spezereiladen. Nun ist aber der Bär das bernische Wappen-(= Totem)-Tier. Der bernische Volkscharakter und die daraus hervorgehende Politik werden als realistisch, germanisch zähe und solid, willensstark, bis zur Pedanterie zuverlässig und als auf Besitz und Behäbigkeit gerichtet dargestellt.³ Nach Abraham („Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung“, Wien 1925) sind dies typische Züge des „Analcharakters“. Aus diesem Zusammenhange wird noch deutlicher verständlich, daß Teufel und Bär anal kastriert werden. Doch scheint das Anale⁴ auch bei anderen Stämmen und Völkern eine wichtige Rolle zu spielen, denn die „Dreckapotheke“ war eine internationale Erscheinung, und der Basler bezeichnet heute noch die pharmazeutischen Erzeugnisse seiner zahlreichen

1) Vgl. Roheim „Heiliges Geld in Melanesien“ I. Ztschr. f. PsA., IX (1923) und „Nach dem Tode des Urvaters“, Imago, IX (1923).

2) Häfliger, l. c. pg. 225 & 243.

3) De Reynold „Vom Geist und Wesen Berns“. Bern, 1931.

4) Bekanntlich spielen Kot und Kotschmierer bei den Geisteskranken eine große Rolle, ebenso bei den Primitiven, die ihre Exkremente sorgfältig verstecken, damit niemand mit ihnen Zauberei treiben könne. Für Wilde, Geistesranke und kleine Kinder bedeutet der Kot einen Teil des Körpers wie z. B. die Glieder, und er ist wie diese narzißtisch besetzt.

und weltbekannten chemischen Fabriken als „gheemische Drägg“ (chemischen Dreck).

Das Einverleiben von Arznei, es handle sich um Teufels- oder Bären-dreck, um Mumie und Ingredienzien der Dreckapotheke, oder aber um moderne chemische Arzneimittel, bedeutet für das Unbewußte in einem jeden Falle eine Art oraler Besitzergreifung einer mit Autorität ausgestatteten väterlichen Figur.

Die Medizin wird bei den Primitiven vom Priester oder Medizinmann an den Patienten verabfolgt. Häufig sind die Beamtungen Häuptling, Priester, Medizinmann, Richter und Lehrer in einer einzigen Person vereinigt; diese gilt als mit den Dämonen, d. h. mit den vergöttlichten und zugleich dämonisierten Geistern der Ahnen in Verbindung, ihr kommt die „Macht“ schlechthin zu, was soviel heißt, als daß sie über Leben und Tod der Stammesangehörigen fraglos entscheiden kann. Bei den Kulturvölkern haben sich die Gewalten getrennt und das Tabu, das die Häupter der Wilden schützt, findet sich nur noch als „Respekt“ vor der Autorität und der „Geweihtheit“ der Priester, insbesondere derjenigen der Römisch-Katholischen.

Im Teufelsdreck und den anderen Arzneimitteln ist ein Stück Gott-Teufel enthalten. Durch den Genuß des Medikamentes, von dem mit Autorität bekleideten Ärzte verordnet und dosiert, und von dem Pharmazeuten unter Verwendung von allerlei für das gewöhnliche Volk unverständlichen lateinischen Formeln, Utensilien, Maschinen hergestellt, mit fremdklingenden und oft aufpeitschenden, wenn nicht gerade marktschreierischen Namen versehen, die ihren suggestiven Zweck nicht nur in Bezug auf den Verdienst des Apothekers oder der chemischen Laboratorien, sondern auch auf den gläubigen Kranken nicht verfehlen, gelangt dieser zu einer Art von Kommunikation, wie sie die Naturvölker in den Totemmahlen in die christliche Lehre im hl. Abendmahl praktizieren. In beiden Fällen wird der Gläubige durch die symbolische Prozedur der Einverleibung, die den Sinn einer möglichst restlosen Identifizierung mit dem vergotteten und zugleich dämonisierten Urvater hat, „gereinigt“: das einmal vom Geiste oder Gifte der Krankheit, das anderemal von seiner „Sündhaftigkeit“ und seinen „schlimmen Versuchungen“, und beidemale wird der Mensch der Vollkommenheit näher gebracht. [Für Ignatius von Antiochien ist das Abendmahl das Pharmakon anathasias, Heilmittel zur Unsterblichkeit (Ephes. Brief 20/2 und Smyrn. Brief 7/1)]. Die Arznei vervollkommnet ihn körperlich, sie macht ihn gesund, sie erhält jung oder verjüngt ihn, sie gibt ihm, wo sie bei der Mumifizierung verwendet wird, einen ewigen Bestand — und immer handelt es sich beim Verzehren von Arzneimitteln um eine mehr oder minder versteckte Form von Anthropophagie oder Deophagie, wie sie bei unseren Geisteskranken als Phantasien häufig offen zutage tritt.

Das Einnehmen des Arzneimittels braucht nicht notwendigerweise nur die anale Kastration des Vaters zu bedeuten. Es kann auch eine genitale sein.

Immer aber ist es sinnbildlich mit der Potenz des Vaters verbunden. Das wird besonders deutlich dort, wo Tier Teile die menschlichen Teile der Medikamente ersetzen. Es handelt sich dabei entweder um Vögel, oder um Sexualteile von wildlebenden oder Haustieren, so z. B. wenn Charras in seiner schon erwähnten „Pharmacopée Royale“ als Latwerge zur Steigerung der Potenz angibt: „Man nehme vom Priap des Ochsen und Hirschen, die Testikel des Hengstes, das Pulver der drei Pfeffer-Arten, Muskat und Ambra“. Bei der Einverleibung derart zusammengesetzter Medizin darf der homosexuelle Anteil nicht außer Betracht gezogen werden, der durch das orale Einnehmen (= Essen oder Trinken am väterlichen Penis) der Arznei, noch deutlicher im Purgieren, wie es zu Molières Zeiten sehr in Übung war, angedeutet ist. Immer haben die Arzneien einen bisexuellen Sinn, und dunkel liegt in ihnen der Gedanke an eine mystische Wiedergeburt.

*

Zusammenfassend können wir sagen:

Der Kranke, auch wenn sein Leiden rein physischer Natur ist, errichtet über seiner Krankheit einen psychischen Überbau: er fühlt sich kastriert und wehrt sich dagegen. Die Kastration erscheint ihm als die Folge seiner inzestuösen Wünsche. Mit dem Einnehmen der Arznei kastriert er den Vater und vereinigt sich zugleich mit der Mutter, er vollzieht eine Art von Kommunikation, die ihn mit beiden Elternteilen neu verbindet und die seine Wiedergeburt, die in seinem Körper stattfindende Neuzeugung (Heilung) zur Folge hat. Wenn er für die Heilung, die Arznei, von seinem Gelde hergibt, so akzeptiert er in einem reduzierten Maße die selbstgewählte Kastration¹ und versöhnt sich so mit seinem Vater.

Für den weiblichen Menschen liegen die Dinge noch einfacher, das orale Einnehmen der Arznei, oder das anale Purgieren, bedeuten symbolisch einen erlaubten Inzest, dem die Neuzeugung (Heilung) folgt.

*

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die moderne Arzneimittel lehre. Es ist Theophrastus Paracelsus, der die Chemie eingeführt, bzw. für die Kunst der Arzneimittel-Herstellung entdeckt hat, der aber auch dagegen ankämpfte, daß nur das Symptom angegriffen wird. Seiner Ansicht nach liegt die Ursache der Krankheit im Zerfallensein des Menschen mit Gott.

Paracelsus ist von der schulmäßigen Medizin stark bestritten und bekämpft worden. Und doch kommt die Wissenschaft heute zu ähnlichen Resultaten wie er. Es herrscht immer mehr die Ansicht, daß bei einer Krankheit die gesamte Harmonie des Menschen und nicht allein nur der kranke

1) Im Berndeutschen bedeutet „heilen“ sowohl „eine Krankheit heilen“, als auch „jemand kastrieren“. Der Bauer „heilt“ (= kastriert) die jungen Eber, die Hengste und Zugstiere, und wenn er über eine Person sehr erbost ist, so schreit er sie an: „Dich sollte man heilen!“ (= kastrieren).

Körperteil funktionell gestört ist. Immer mehr wendet sich das Interesse den Drüsenfunktionen, den Wirkungen der inneren Sekretion und deren Beeinflussung zu. Wir zollen den aus Drüsensubstanzen hergestellten Arzneimitteln volle Achtung. Vielleicht ist es darum nicht ganz gerechtfertigt, über die Arzneimittelkunst unserer Alvordern abschätzig zu denken, und ebenso wenig über diejenige der Primitiven. Wenn beispielsweise der Beduine, um auf dem Wege geheimen Zaubers in die Kraft, in den Mut und die Widerstandsfähigkeit des Löwen zu gelangen, dessen Hirn, Herz, Leber, Milz, Nieren und Testikel verzehrt, dann erscheint uns sein Tun als abergläubisch und als eine barbarische Wissenschaft. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß er damit gewisse Drüsensubstanzen einnimmt, wobei nicht ersichtlich ist, warum diese nicht ebenso eine innersekretorische Beeinflussung des Menschen haben sollen, so gut wie die Präparate unserer chemischen Industrie, die ihre „Rohstoffe“ auch aus tierischen Drüsen bezieht.

Wieviel dabei selbst bei uns die Suggestion an den Heilungen einen Anteil hat, kann nicht beurteilt werden. Vielleicht wird der Zusammenhang zwischen der primitiven und alten einerseits, und der modernen Arzneimittelkunst andererseits deutlicher, wenn wir einen besonderen Fall ins Auge nehmen. Der Westeuropäer nimmt gegen seine Impotenz beispielsweise Pillen ein, die von wissenschaftlichen Instituten empfohlen und aus Sexualhormonen hergestellt werden. Es kann nicht abgestritten werden, daß sie wirken, ja, daß sie selbst allerlei nervöse Störungen aufzuheben imstande sind. Als Psychoanalytiker sind wir geneigt, Potenzstörungen dort, wo keine Anomalien an den Organen vorliegen, als psychogen anzusehen: so lehrt es uns die klinische Erfahrung. Es stehen sich da also zwei Meinungen gegenüber. Wir sehen nur, daß beide Arten von Behandlungen der Impotenz, die physiologische und die psychologische, Heilungen zustande bringen. Es ergeben sich verschiedene Fragen aus dieser Feststellung. Erstens, inwiefern bei den pharmazeutischen Präparaten der Glaube, die Suggestion eine ausschlaggebende Rolle spielt. Zweitens, ob die moderne Pharmazie von der alten und primitiven so sehr verschieden sei, daß wir auf die letztere in dem Maße herabsehen dürfen, wie wir es gewöhnlich tun. Und drittens, ob eben nicht objektiv die Möglichkeit bestehe, eine Störung am Menschen von beiden Seiten her, von der physiologischen (chemischen-innersekretorischen) und von der psychologischen, mit gleichem Erfolge anzugreifen.

Zweifelsohne spielt aber auch in der modernen Arzneimittelkunst die Suggestion eine gewaltige Rolle. Damit soll ihre Gültigkeit nicht herabgesetzt werden. Die Tatsache, daß sie nützt, hilft, heilt, der praktische Erfolg genügt, um sie zu rechtfertigen, und schließlich ist es ganz gleichgültig, auf welchem Wege einer kranken Menschheit die Gesundheit wiederhergestellt wird.

Auf keinen Fall darf bestritten werden, daß unseren heutigen Heilmitteln objektive Heilkraft zukomme. Den Beweis dazu finden wir in der Tierheil-

kunde. Tiere werden durch die Arzneien gewiß nicht suggestiv beeinflusst, gesund zu werden, und die Mittel heilen sie doch.

Wir haben uns in dieser Arbeit bemüht, den psychischen Überbau des kranken Menschen und des Heilungsprozesses vermittelt Arzneien einer näheren Untersuchung zu unterwerfen. Hierzu ist schließlich noch zu sagen, daß der hohe Preis der Arznei den Glauben an ihre Heilkraft und auf dem Wege diese selber erhöht. So sieht man sich vom psychologischen Standpunkte aus vor die Notwendigkeit gestellt, ihre Kostspieligkeit bejahen zu müssen. Eine andere Frage ist die, wie man die ärmeren Schichten unserer Bevölkerung am Segen der modernen chemischen Arzneimittellkunst teilhaftig werden lassen kann. Man steht vor der paradoxen Tatsache, daß die wohlfeilen Mittel weniger suggestiv wirksam und deshalb weniger heilkräftig, und daß die teuren für die große Masse des Volkes fast unerschwinglich sind. Die Lösung dieses Problems muß den Sozialpolitikern überlassen werden, falls sich die Menschheit nicht entschließt, wie die Primitiven entweder gesund zu bleiben, oder zu sterben. Es macht jedoch den Anschein, daß uns die Kultur nicht nur mehr Bequemlichkeiten, sondern auch eine größere Verzärtelung, eine geringere Widerstandskraft und ein Heer von neuen Krankheiten gebracht hat, und daß wir noch nicht am Ende dieser Entwicklung angelangt sind.

Wir stehen zwar heute am Beginne der Entgöttlichung der Götter. Es ist die Wissenschaft, die sie ersetzt, — und sie ersetzt auch das Dämonische. Es ist aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und wenn wir den „Teufelsdreck“ erübrigen können, so ist uns doch noch nicht gegeben, auf seinen chemischen Ersatz zu verzichten.

Soeben erschien das Sonderheft

„KRIMINOLOGIE“

der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften“,

herausgegeben von **Sigm. Freud**

Inhalt: Alexander: Psychische Hygiene und Kriminalität — Alexander: Ein besessener Autofahrer — Staub: Psychoanalyse und Strafrecht — Staub: Praktische Schwierigkeiten der psychoanalytischen Kriminalistik — Fromm: Verbrecher und strafende Gesellschaft — Bernfeld: Die Tantalus-Situation — Haun: Strafe für Psychopathen?

Preis des Sonderheftes Mark 6.=

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I.

Zur Symbolik des Raben

Von
Ernst Blum

Bern

*Lös' aus meinem Herz die Krallen,
Heb' dich weg von meiner Schwelle, —
Sprach der Rabe: Nimmermehr:*

E. A. Poe: Der Rabe

Keine Tiergestalt hat als Symbol in Sage, Märchen, Dichtung, Folklore wohl eine derartige Verbreitung erfahren wie die des Raben. Jedermann ist die Bedeutung dieses Vogels als Todes- und Unglückskünder, als Galgen- und Diebsvogel bekannt, sind die Ausdrücke wie „Unglücksrabe“, „Rabenmutter“ etc. geläufig, sodaß es fast überflüssig erscheinen könnte, zu diesem Thema noch eine Mitteilung zu machen.

Die folgenden Ausführungen sollen jedoch nicht nur die Symbolbedeutung des Raben bestätigen sondern zeigen, daß dieselbe als unbewußtes Erbgut im Menschen bereit liegen und sich ohne bewußte Kenntnis schon beim kleinen Kinde äußern kann.

Daß bei 13- bis 15jährigen Schulkindern die Symbolbedeutung des Raben durchwegs bewußt und bekannt ist, nimmt nicht mehr wunder. Ich führe trotzdem das Ergebnis von 29 Aufsätzen über den Raben bei einer Schulklasse an, die ich der Liebenswürdigkeit von Herrn H. Zulliger (Ittigen) verdanke. Von diesen Aufsätzen enthält nur ein einziger keine direkte Symbolik. In den übrigen hingegen figuriert der Rabe 22mal als Todesvogel, davon einmal als Kinderräuber. Zweimal wird er ganz allgemein als Unglücksvogel angeführt, und mehrmals als bloßer Dieb, der mit Vorliebe glänzende Gegenstände oder auch Seife stiehlt. Interessant ist ein Aufsatz, worin erzählt wird, wie ein Rabe einen Ring stiehlt, das Kind als Dieb angeschuldigt und weggeschickt wird. Die Weisheit und Schlaueit des Vogels kommt in sieben Aufsätzen zum Ausdruck. Auch hier werden ihm prophetische Eigenschaften zugeschrieben. Wie als Todesvogel das Sterben so kann er als Vogel der Weisheit das Wetter voraussagen. Und zwar kündigt sein Erscheinen auf dem Dache Schnee, Winter oder Regen an. Einmal wird der Rabe als Begleiter des Teufels dargestellt, ein andermal als Vogel, der die Toten auffrißt. Die grausamen Eigenschaften des Tieres gibt eine Schilderung, wo ein Mann von einem Raben angefallen und zerzaust wird. — In zweien der Aufsätze werden dem Raben auch die gegen-

teiligen Eigenschaften zugeschrieben: nämlich die eines Glücksvogels. In einem Aufsatz zeigt sein Erscheinen die Genesung eines Kindes an. In einem andern ist seine Bedeutung schon mehr eine zwiespältige: bei seinem ersten Erscheinen kommt ein Kind zur Welt, bei seinem zweiten stirbt es.

Von mehreren Aufsätzen 10jähriger Schüler, die ich Herrn Dr. Gräber verdanke, lasse ich einen folgen:

Alberts Abenteuer. Das Häuschen von Alberts Eltern lag ein wenig vom Dorfe entfernt. Ein großer Wald trennte sie voneinander. Eines Tages erkrankte sein Vater. Es war schon Abend. Der elfjährige Albert mußte schnell ins Dorf eilen und den Arzt holen. Er war nie gern so spät noch durch den Wald gegangen. Weil er aber immer an den Vater dachte, vergaß er die Angst ein wenig. Und nun trat er schnellen Schrittes seinen Weg an. Es war kaum halb 8 Uhr, als er ein lautes Gekrächz hörte. Es schauderte ihn und er bekam eine solche Angst, daß er nicht mehr weiter konnte und wie gelähmt dastand. Auf einmal erhob sich ein ganzer Haufen Raben, die krächzend um sein Haupt flogen. Da rief ihm einer ins Ohr: Wenn Du Dich nicht beeilst, so wird dein Vater sterben.“ Aber das Wort „sterben“ erweckte ihn aus seinem Schrecken. Er eilte ins Dorf. Der Arzt hatte nicht Zeit selber zu kommen und gab ihm Mittel für den Vater. Als er nach Hause kam, ging er ins Bett und schlief ein. Als er am Morgen erwachte, sagte ihm die Mutter: Albert, unser Vater ist gestorben, und sie weinten beide sehr um ihn. Nun ging Albert hinaus, um sich beim Brunnen zu waschen. Da saßen die Raben um den Brunnen herum und riefen in einem fort: Es geschieht ihm recht, es geschieht ihm recht. Da erinnerte er sich an das vom letzten Abend. Als die Beerdigung stattfand, flogen die Raben hinter dem Zuge nach und riefen: Wir gratulieren. Von da an haßte Albert die Raben, und wenn er einen sah, warf er mit Steinen nach ihm.

Im Verlauf einer Analyse bringt der Patient, von dem ich die nachfolgenden Ausführungen über die symbolische Bedeutung des Raben erhalten habe, folgende Phantasie oder, besser gesagt, Obsession aus seiner Kindheit (drittes bis fünftes Altersjahr). Er träumte oder phantasierte, ein großer Rabe sitze neben einem hohen Glas Milch, tauche seinen Schnabel in das Glas und trinke von der Milch. Das Glas ist in unappetitlicher Weise von daran haftenden Milchresten beschmiert. Der Knabe eckelt sich, denn er soll den Rest der Milch selber austrinken. Diese Vorstellung, die sich hartnäckig, fast zwangsmäßig dem Kinde aufdrängte, stand in engem Zusammenhang mit realen Ekelgefühlen vor dem Milchtrinken. Der Knabe sowie seine um ein Jahr jüngere Schwester tranken tatsächlich nur gezwungen und mit größtem Widerwillen Milch, und er ekelte sich wirklich vor dem leeren beschmierten Glas. Dies ist um so auffallender, als der Knabe in den ersten zwei Jahren seines Lebens mit großem Behagen seine Flasche trank und fast unzertrennlich mit ihr war. Seine Schwester jedoch ist immer eine schlechte Trinkerin gewesen. Die Verdrängung seiner Sauglust bei der Entwöhnung von der Brust und schließlich von der Flasche übertrug seine

Unlustgefühle auf die Milch selbst. Schließlich war es die Ankunft seines Schwesterchens, welche ganz besonders ihn zum Verzicht seiner Säuglingsgewohnheiten zwang, ihm also das Milchtrinken „verkelte“.

Die Phantasien, die der Knabe sich über den Raben machte, standen in enger Beziehung zu einem andern Vogel, welcher den Raben ersetzen konnte, zur Eule. Es war also zeitweilig auch eine Eule, welche wie der Rabe aus dem Milchglase trank. Die beiden Tiere kannte der Knabe aus einem Bilderbuch. Hier fand sich ein Rabe dargestellt, der ein totes Tier verzehrte. Ein anderes Bild stellte eine im Walde sitzende Eule dar. Dieses konnte er nie anschauen, ohne heftige Angst zu empfinden. Schließlich kam es soweit, daß er die Seite in seinem Bilderbuche, auf der Rabe und Eule abgebildet waren, möglichst rasch überging, um sie nicht zu Gesicht zu bekommen und die Angst zu vermeiden.

Zu der Eule fiel dem Analysanden zunächst das Märchen „Kalif Storch“ von Hauff ein. Das Grab dieses Autors hatte er während seiner Kinderzeit häufig Gelegenheit zu besuchen, da es sich in einer Friedhofanlage befindet, in welche er und seine Schwester von dem Kindermädchen oft spazieren geführt wurden. Bei dieser Erinnerung betont er besonders, daß er bei den Spaziergängen zu Fuß ging, während seine Schwester gefahren wurde. Auch bei diesen Erinnerungen kann er sich des Gefühls des Unheimlichen nicht erwehren.

Den Raben, so meint er, müsse er als unheimlichen Vogel aus einem Märchenbuch kennen gelernt haben. Die Märchen fallen ihm aber nicht ein, dagegen zu seiner Verwunderung ein anderes, in dem ein ungestaltetes und unwillkommenes Kind, ein „Wechselbalg“, von Zwergen fortgeschafft wird, zur Genugtuung der ganzen übrigen Familie. Ferner erinnert er sich, in einem Bilderbuch die Geschichte von den bösen Vogeldieben gesehen zu haben, wo zwei Buben mit einer Leiter ein Rabennest plündern wollen und von den Rabeneltern tüchtig zerzaust werden. Diese Erinnerung vermischt sich mit einer andern, an eine Bildergeschichte, in welcher ein Knabe von zwei Enten fortgetragen wird, weil er die Entenkinder neckt. (Beide Geschichten stammen von Busch.) Die Einfälle werden von dem Analysanden noch ergänzt durch das Auftauchen einer weiteren Deckerinnerung: Im Garten des Wohnhauses, in welchem er seine erste Jugendzeit verbrachte, stand im Bassin des Springbrunnens ein Storch. An ihn konnte sich der Analysand nie erinnern, sondern nur an die Tatsache, daß er gestohlen worden war.

Der weiße Storch wurde in Gegensatz gebracht zum schwarzen Raben. Der Storch war aber in der Phantasie des Knaben der Vogel, welcher das Schwesterchen gebracht hatte. Wie wenig froh er die Ankunft dieser Kon-

kurrentin aufnahm, zeigt nun auch die Tatsache, daß der Analysand den Storch geradezu „wegerinnert“ hat.

Der Rabe wurde nun im Gegensatz zum Storch der Vogel, welcher das Geschwisterchen wieder holen, fortbringen sollte.

Wie wir bereits erwähnt haben, hat die Ankunft des Schwesterchens den Knaben von der Mutter weggedrängt und seine bei der Entwöhnung entstandenen Unlustgefühle neuerdings geweckt. Damit waren Neid und Todeswünsche gegen die Konkurrentin erwacht. Als der Knabe dann sah, wie seine Schwester durch ihr schlechtes Trinken sich zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit machte, suchte auch er auf gleiche Weise sich wieder in den Vordergrund zu drängen, indem auch er zum schlechten Trinker wurde. Daß sich daraus Ekelgefühle gegen das Milchtrinken entwickelten, war die Folge von Schuldgefühlen, welche die Todeswünsche gegen seine Schwester (von der er sich ja erinnern will, daß sie auf den Friedhof gefahren wurde), in ihm erzeugten. Die Selbstbestrafungstendenzen unter anderem führten zur Identifizierung mit der Schwester, machten aus ihm nicht nur gleich ihr einen schlechten Milchtrinker, sondern bedrohten ihn auch mit dem gleichen Schicksal, wie er es selber seiner Schwester gewünscht hat.

Ihre Personifizierung fanden diese Schuldgefühle in der Gestalt des Raben. Zunächst war ihm die Bedeutung dieses Angsttieres völlig fremd, und er fand auch den Zugang zu dessen Kenntnis nicht. Wie erwähnt, erinnerte er sich nur an die Tatsache, daß er vor dem Raben im Bilderbuch Angst verspürte, und an die Geschichte, in welcher ein Kind, in dem wir jetzt seine Schwester erblicken müssen, unerwünscht zur Welt kommt und weggebracht wird. Dieses Märchen sowie dasjenige vom „Kalif Storch“ zeigte jedoch den Weg zu weiteren Einsichten. Sie rührten zunächst aus weiterem Märchenmaterial her. Dem Analysanden fielen die Grimmschen Märchen von den „Sieben Raben“ und den „Zwölf Brüdern“ ein. Sie haben folgenden Inhalt:

Die zwölf Brüder. Bei der Geburt eines Töchterchens will der König seine zwölf Söhne töten lassen, damit die Tochter den ganzen Reichtum ungeschmälert besitze. Die Knaben fliehen auf Anraten der Mutter in den Wald und hausen dort zusammen. Die heranwachsende Schwester sucht ihre Brüder auf. Obwohl sie ihr früher den Tod geschworen haben, nehmen die Brüder sie doch bei sich auf. Sie leben gemeinsam, bis die Schwester im Garten zwölf Lilien bricht. Das waren aber ihre Brüder, welche nun in Raben verwandelt wurden. Durch sieben Jahre langes Schweigen befreit die Schwester ihre Brüder.

Die sieben Raben. Bei der Geburt eines Töchterchens verwünscht der Vater seine sieben Söhne, die mit dem Weihwasser zur Taufe zu lange ausblieben. Sie werden

in Raben verwandelt. Später macht das Mädchen sich auf, ihre Brüder zu suchen. Mit Hilfe eines Beinchens, das ihr eine gute Frau gegeben, sollte sie den Glasberg aufschließen, in welchem die Brüder lebten. Sie verliert es und schneidet sich selbst einen Finger ab, öffnet damit den Berg und befreit ihre Brüder.

Mit der aus den Märchen gewonnenen Erkenntnis wird nun die Kindheitsphantasie unseres Analysanden durchsichtiger. Der Rabe ist der Vogel, welcher die Schwester wieder mit sich fortnehmen soll. Er ist aber auch die Schwester selbst. Wie im Märchen wurde sie zum Raben verwünscht. Aber die Erfüllung des Wunsches ist nur teilweise geglückt. Auch in der Gestalt des Vogels beansprucht sie noch die Milch, um derentwillen sie verwünscht worden war, für sich, und rächt sich damit, daß sie, aus dem Schuldgefühl des Knaben wieder geboren, ihn in dieser Gestalt beim Milchgenuß weiter stört. Damit hat sich aber die Phantasie unseres Analysanden als die Phobie seiner Kindheit entpuppt, welche in späteren Jahren zwar verblaßte. Erst durch die Analyse fand sie ihre definitive Erledigung. Bis dahin spielte der Rabe in der Phantasie des Analysanden weiterhin eine gewisse Rolle, und zwar immer wieder als Todesvogel, welcher nun allerdings nicht mehr die Schwester, sondern (wie wir gesehen haben, nach dem Vorgang der Selbstbestrafung und Identifizierung) den Analysanden selbst verfolgte. Mit dieser Weiterwandlung konnte die ursprüngliche Phobie im Sinne eines mißglückten Heilungsversuches zwar verblassen, aber nicht definitiv erledigt werden.

Noch in seinem dreiundzwanzigsten Altersjahre zeichnete der Analysand immer wieder einen Jüngling, sich selber, der am Galgen hing, auf welchem ein Rabe saß. Über das Bild schrieb er jeweilen das Sprüchlein: „Und da wollte er wieder runter und da konnte er nicht und da hackten ihm die Raben ins Gesicht.“ Eine andere ähnliche Zeichnung von ihm, die er ebenfalls vielmals variierte, zeigte den Raben, wie er ein unverkennbar anales Geschenk auf das Haupt des Gehenkten niederfallen läßt. Sie war betitelt: „Tot und doch beschissen.“ So offenbarte der Zeichner in diesen scheinbar witzigen Bildern die Tragödie seiner Schuldgefühle.

Die beiden Zeichnungen bieten aber weiter Hinweise für die Rolle des Raben. Es sind dies die Beziehungen zum Analen und zur Kastration. Hier ergeben sich die Konflikte mit dem Vater, die Urkonflikte des Ödipuskomplexes, welche ebenfalls in der Rabenphobie ihren Ausdruck finden. Ist es doch nicht nur die Schwester, sondern in ganz anderer Weise auch der Vater, welcher dem Knaben den Platz bei der Mutter streitig macht, wie es ja auch in den Märchen der Vater ist, welcher die Söhne zu Gunsten der Schwester verwünscht.

Die analen Eigenschaften des Raben, als desjenigen Vogels, welcher das unerwünschte Geschwisterchen wieder fortschafft, gewinnt nun Beziehungen zu weiteren Kindheitsphantasien des Analysanden. Er stellte sich nämlich die Entfernung des Kindes auf dem gleichen Wege vor, wie diejenige des Kotes und bringt auch für diese Auffassung eine Erinnerung als Beleg. Er war Zeuge, wie neugeborene junge Katzen in einer Jauchegrube ertränkt wurden. Dieses Erlebnis gewann noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß der Eigentümer dieser Katzen gerne ein Junges behalten hätte, wenn er ein männliches Tier unter ihnen gefunden hätte. Der Analysand erinnert sich, wie die jungen Katzen auf ihr Geschlecht hin untersucht wurden und, weil es alle „Mädchen“ waren, den Tod erleiden mußten.

Wir erfahren, daß der Knabe seinem ebenfalls weiblichen Geschwisterchen dasselbe Schicksal wünschte, wie er es bei den Katzen erlebt hat. Von hier aus ergeben sich Beziehungen zu einer weiteren Angst des Knaben, die er jeweils beim Aufenthalt im Abort verspürte. Daß sich diese Angst noch besonders steigerte, wenn er dort die Spülung zog und das Wasser rauschen hörte, hat ebenfalls seine Determinierung, welche gleichsam das Gegenstück zur Rabenphobie bildet und in der Bedeutung des Storchs gefunden werden konnte.

Wir haben bereits gesehen, daß der Storch, in Farbe und Funktion Antipode des Raben, von dem Knaben „weggewünscht“ worden war. Nun finden wir weitere Beweise für den Gegensatz des anal-sadistischen Raben zum urethral-genitalen Storch:

Der Weiher oder das Bassin nämlich, in welchem der Storch ursprünglich gestanden haben soll, war der Schauplatz seiner Versuche, den Wasserstrahl zu „meistern“. Der Analysand erinnert sich, wie er sich immer vergeblich bemühte, den Strahl des Springbrunnens abzustellen. Auch bei zwei wasserspeienden Fröschen mißlang dieses Experiment. Diese Angaben stellten sich als Deckerinnerungen heraus, welche seine Bemühungen betrafen, seinen eigenen Harnstrahl in Gewalt zu bekommen, das Bettnässen aufzugeben.

Der wasserspeiende Frosch (welcher dann vom Storch-Vater gefressen wurde) spielte als Identifizierungsobjekt („Totemtier“) ebenfalls eine wichtige Rolle, während uns der Storch (-Vater) wieder zum Ausgangspunkt unseres Märchenmaterials, nämlich zum „Kalif Storch“ führt.

Zur symbolischen Bedeutung des Storches bringt der Analysand noch weitere Hinweise, u. a. folgenden Traum:

„Ich bin auf einer großen, ebenen Wiese. Vielleicht ist meine Schwester dabei. Wir treffen einen großen Vogel, wie ein Storch. Es ist ein richtiger Geistervogel. Statt dem Hals sieht man die nackte Wirbelsäule, die Knochen. Statt der Federn hat er zerknittertes Pergament. Es ist ein Unglücksvogel, man sollte ihn töten. Ich tue es aber nicht. Der Vogel ver-

schwindet. Nun gehe ich allein über die Wiese, einem Graben, in welchem Wasser fließt, entlang. Da begegnet mir der Vogel wieder. Ich töte ihn mit einem spitzen Instrument.“

Man beachte in diesem Traume wieder die Beziehung des Storches zum Wasser (Urethralerotik), einem Graben, der zum Entwässern dient. Der Storch wird hier nicht nur als Vogel, welcher die Schwester gebracht hat, gedeutet, sondern auch als Todesvogel (Grippe), der die Schwester wieder fortnimmt („Vielleicht ist meine Schwester dabei“ — und nachher ist der Analysand allein). Der Storch stellt hier den steril gewünschten Penis des Vaters dar, der keine Kinder bringt, (andererseits in Identifizierung mit dem Vater die durch die eigenen Schuldgefühle sterile Liebe [Kastration] des Analysanden selbst).

Wir sehen hier die ursprüngliche symbolische Bedeutung des Storches ins Gegenteil verkehrt. Er wird zum Tier, das die Kinder entfernt. Diese Eigenschaft repräsentiert aber ursprünglich der Rabe, welcher somit immer deutlicher das Gegenstück zum Storch darstellt:

Storch
weiß
urethrale (genitale) Funktion
bringt die Kinder
(Penis)

Rabe
schwarz
anale (sadistische) Funktion
entfernt die Kinder
(Kot)

In der geschilderten Rabenphobie unseres Analysanden zeigen sich folgende Vorgänge:

Es wunsch: Entfernung der Schwester, Entfernung des Vaters, Besitz der Mutter(-brust).

Ich bewältigung: 1) Durch Verstärkung und Neuaufrichtung von Verbotes: Trinkverbot, Ekel, Schuldgefühle, deren Sinn dem Ich fremd bleiben, weil sie dem Es gelten.

2) Durch Verschiebung und Verdichtung: Verschiebung der Todeswünsche auf ein Totemtier, das Schwester und Vater zugleich darstellt.

3) Wendung gegen die eigene Person: die Todeswünsche des Es richten sich gegen das eigene Ich.

4) (Alloplastische) Regression auf totemistische Stufe: der Rabe als Totemtier, Märchenvogel, Symptom hat durchaus gleiche Symbolbedeutung.

5) (Autoplastische) Regression auf anal-sadistische Stufe: Rabe, Vater, Schwester werden wie Exkremente „entfernt“. An Stelle des Verbotes und der Schuld treten Beschmutzen und Ekel. Sadistische Auswirkung der Schuldgefühle (Rabenphobie) gegen die eigene Person. Der Konflikt wird auf der analen Stufe ausgetragen.

Die Symbolbedeutung des Raben tritt nicht nur in dem individuellen

Analysematerial auf, sondern zeigt sich in gleicher Weise in dem ganzen zitierten Material. Die eingangs angeführten Kinderaufsätze spiegeln sie in gleicher Weise wieder, wie die Märchen. In „Alberts Abenteuer“ (siehe S. 360) symbolisieren die Raben die verdrängten Todeswünsche auf den Vater und die Befriedigung bei deren Erfüllung. In den Märchen sind die Raben die weggewünschten Personen (Geschwister) selbst.

In Aussprüchen des Volksmundes finden wir dieselbe Symbolbedeutung des Raben: Als „Rabeneltern“ werden die Eltern bezeichnet, welche ihre Kinder wegwünschen. Die sadistischen Eigenschaften kommen hier, noch deutlicher aber in den Bezeichnungen wie „Galgenvögel“ und in der Personifizierung des Raben als Unglückskünder zum Vorschein, die analen in der Betonung seiner Farbe („Ein schwarzer Rabe läßt sich nicht rein waschen“ usw.). Schließlich zeigt sich die anale Bedeutung auch in der Beziehung des Raben zum Münzwesen (Geld = Kot): auf den ungarischen Golddukaten war ursprünglich ein Rabe aufgeprägt, welcher der Münze den Namen „Rabendukaten“ oder „güldner Rabe“ verlieh, der sich schließlich auf die kleine schweizerische Kupfermünze, den „Rappen“ (= ein Centime), übertrug und noch heute geläufig ist.

In der Literatur wird der Rabe als Symboltier unzählige Male verwendet. In ihr dürfte eines der berühmtesten Werke das Gedicht von E. A. Poe, „The Raven“ (Der Rabe) sein. Für den Analytiker bietet dieses Gedicht manches Interessante.

Poe hat seinem Werk eine ausführliche Erklärung und Darstellung beigefügt unter dem Titel: „The Philosophy of Composition“. Es soll dies eine detaillierte „Begründung“ darstellen, in welcher der Dichter den Beweis führt, „daß an der ganzen Komposition nichts auf Zufall oder Eingebung zurückzuführen ist, daß vielmehr das Werk Schritt für Schritt mit der Sicherheit und Folgerichtigkeit einer mathematischen Lösung seiner Vollendung entgegengegangen ist“.

Für den Analytiker erscheint diese gelehrte Abhandlung und Bemühung aber eher als eine „sekundäre Rationalisierung“ des Dichters. Gerade der Aufwand und die Mühe, mit welcher Poe den Beweis erbringen will, daß sein Seelenleben bei der Schaffung dieses Gedichtes keine Rolle gespielt hat, erwecken den Verdacht, daß Poe damit vor sich und dem Leser mehr verstecken will, als er sich selbst eingestehen kann, daß er die Augen vor der Dämonie seines eigenen Unbewußten schließt, das ihm sein Werk zu enthüllen droht. Beschreibt er doch die Stimmung des Fragers im Gedicht (also seiner Selbst) als „gemischt aus Aberglauben und aus jener Verzweiflung, die in Qualen süße Wonne erzeugt“.

Ohne weiteres erinnert diese Stimmungslage an die unseres Analysanden, dessen oben erwähnte Rabenphobie die gleichen Gefühlssituationen zum Ausdruck bringt.

Bei Poe verkörpert der Rabe als „*bird of ill-omen*“, (Vogel von böser Vorbedeutung), als „prophetischer und dämonischer Vogel“ ebenfalls nichts anderes als die unbewußten Regungen des Dichters selbst. Er ist, wie der Autor sogar selbst zugibt, die Verkörperung der Schuldgefühle und Selbstbestrafungstendenzen (vgl. hierzu auch das Zitat eingangs dieser Arbeit). Die Parallele mit unserem Analysanden ist hier in die Augen springend. (Es sei hierzu ausdrücklich bemerkt, daß der Analysand sicher keine Kenntnis von dem Gedicht Poes gehabt hat).

Worauf sich diese Schuldgefühle beziehen, erfahren wir aus einer Stelle des Gedichtes, welche der Dichter selbst als Höhepunkt — Climax — bezeichnet :

*Schwör, Prophet, Geschöpf der Hölle,
Ob nun Vogel oder Teufel,
Schwör mir leidbeladner Seele,
Werd' ich einst im fernen Eden
In die Arme schließen dürfen
Jenes strahlend selne Mädchen
Dessen Name, Leonore,
Widerhallt im Engelchore
Sprach der Rabe: Nimmermehr*

Es ist die Trauer um den Verlust eines Mädchens, es ist die Frage nach dem Schicksal eines Mädchens, dessen Geschick im ungewissen Jenseits der Dichter zu erfahren wünscht — und nie erfahren wird — *nevermore*. Mit diesem ewigen Zweifel verschafft er sich ewige Qual.

Dieser Zustand des Dichters ist nur erklärbar aus seiner ambivalenten Einstellung zum Objekt seiner Erinnerungen. Auch hier gelingt es uns ohne weiteres, die Parallele zu unserem Analysanden zu ziehen. Die Gefühlseinstellung des Dichters zu Lenore ist dieselbe wie die des Analysanden zur Schwester.

Dem Analytiker sind solche Schuld Einstellungen zu verlorenen Liebesobjekten gut bekannt: die unbewußten Todeswünsche auf die verstorbene Person sind durch deren Tod quasi realisiert und erwecken die Schuldgefühle und selbstquälerischen Tendenzen, wie wir sie bei dem Analysanden nachweisen konnten und wie sie Poe in seinem Gedichte äußert. Die Personifizierung dieser Schuldgefühle geschieht aber bei Beiden in die Gestalt des Raben und „macht ihn zum Symbol der trauernden und nimmer endenden Erinnerung“.

Genau wie der Rabe in der Angstphantasie des Analysanden immer wieder beim beschmierten Milchglas sitzt, so läßt er sich auch aus dem Zimmer des Dichters nicht mehr vertreiben; ist zur Obsession geworden:

*Und der Rabe rührt sich nimmer,
Hockt noch immer, hockt noch immer
Auf der bleichen Pallasbüste,
Stierend in das stumme Zimmer.
Seiner Augen Dämonfunken
Trunken sind in Traum versunken,
Und im trüben Lampenschimmer
Fließt sein Schatten mir zu Füßen.
Wird empor aus diesem Schatten
Einst sich meine Seele raffen?
Nimmermehr ach nimmermehr*

D A S E C H O D E R P S Y C H O A N A L Y S E

Sigmund Freuds 75. Geburtstag

Am 6. Mai dieses Jahres vollendete Sigmund Freud sein 75. Lebensjahr. Sein Wunsch, daß Ehrungen und Veranstaltungen aus diesem Anlaß unterbleiben sollen, vermochte manches, nicht alles zu verhindern. Für seine nächste Umgebung, seine Schüler war aber die Beachtung jenes Wunsches jedenfalls eine Pflicht. Die „Internationale Psychoanalytische Vereinigung“ und fast alle ihr angeschlossenen Landesgruppen haben von der Veranstaltung öffentlicher Freud-Feiern abgesehen, und die psychoanalytischen Zeitschriften haben es unterlassen, Festschriften zu veröffentlichen. Diese Zeitschrift kann sich allerdings ihrer Verpflichtung, das „Echo der Psychoanalyse“ zu registrieren, nicht entziehen und soll daher kurz berichten über die Äußerungen und Veranstaltungen, die anläßlich des 75. Geburtstages von Sigm. Freud in der Öffentlichkeit vorgefallen sind, und zwar in der Hauptsache außerhalb der psychoanalytischen Organisationen und eigentlich ohne Mitwirkung ihrer Angehörigen vorgefallen sind. Es muß auch nicht gesagt werden, daß einer solchen Übersicht der Anspruch auf Vollständigkeit versagt werden muß. Weder ist uns alles zur Kenntnis gelangt, was zum

6. Mai 1931 in der Öffentlichkeit gesprochen und geschrieben worden ist, noch vermag es unsere Absicht zu sein, aus den uns bekannt gewordenen Äußerungen mehr als eine Auswahl zu referieren.

Wir beginnen mit Wien und nennen zuerst die Festsitzung, die der „Akademische Verein für medizinische Psychologie“ im großen Saale der „Gesellschaft der Ärzte“ abhielt. Daß gerade diese Gesellschaft, die übrigens Freud kurz vorher zum Ehrenmitglied gewählt hatte, ihren Saal zu diesem Zweck zur Verfügung stellte, gab der Tagespresse zu manchen Glossen Anlaß, wobei auf die sarkastischen Stellen bei Freud hingewiesen wurde, in denen er die seinerzeitige zum Teil frostige, zum Teil höhnische Aufnahme der psychoanalytischen Entdeckungen durch die „Gesellschaft der Ärzte“ schilderte. Die „Gesellschaft der Ärzte“ ließ sich an dieser Festsitzung durch die Professoren Eiselsberg und Wagner-Jauregg vertreten. Die beiden Festreden hielten die Professoren Pötl und Gomperz. Prof. Pötl würdigte die Bedeutung der Psychoanalyse für die klinische Psychiatrie und versuchte zu erklären, warum die Wiener „Schulpsychiatrie“ sich der Psychoanalyse nur allmählich und eigentlich recht spät zuwenden konnte. Prof. Heinrich Gomperz schilderte in einem formvollendeten Vortrag, was jede der einzelnen Geisteswissenschaften (die Psychologie, die Pädagogik, die Kunstwissenschaft, die Religionswissenschaft, die Soziologie usw.) Sigmund Freud zu verdanken hat, und zwar nicht nur zufolge der unmittelbaren Beiträge Freuds und seiner Schule zu diesen Disziplinen, sondern durch die Neubefruchtung aller Geisteswissenschaften von Grund aus.

Ein Teil der Wiener Tagespresse hat es nicht versäumt, am 6. Mai auf die Persönlichkeit Freuds und die Bedeutung seines Werkes hinzuweisen. Vor allem sei die „Wiener Allgemeine Zeitung“ angeführt, die zweieinhalb Seiten dem 75. Geburtstag Freuds widmete. Der Leitartikel (von Paul Deutsch) schließt mit den Sätzen: „Sigmund Freud teilt das Schicksal aller großen Revolutionäre der Geistigkeit. Gegen ihn arbeitet das seelische und gedankliche Trägheitsgesetz solange, bis jener Spannungspunkt erreicht ist, an dem der Traditionalismus in Stücke zerreißt. Weit davon entfernt sind wir heute auch in Österreich nicht mehr. Wenn heute die Gesellschaft der Ärzte, in der Freud einst so grausam verhöhnt wurde, ihn auf den Würdestuhl eines Ehrenmitgliedes erhebt; wenn die offiziellen Ehrenträger der Wissenschaft ihm Lorbeerkränze winden und, wie Wagner-Jauregg sehr fein bemerkt, sich als allergetreueste Opposition bekennen, dann wird die Wendung deutlich spürbar. Die Befestigung des strengen Determinismus, von Spinoza ererbt, von der modernen Naturwissenschaft als Grundprinzip anerkannt; der begeisterte und begeisternde Antikonfessionalismus; die Sprengung der Barbarenketten des blinden Glaubens und der blöden Verantwortlichkeit — das alles sind Errungenschaften, die die Menschheit um ein Stück über sich hinauswachsen lassen, und die wir diesem einzigen Manne verdanken. Wenn wir geistigen Österreicher sein Altersjubiläum am heutigen

Tage feiern, dann tragen wir zu seiner Ehre nicht viel bei, wohl aber sehr viel zur Ehre unseres Landes.“

Dem Leitartikel schließt sich die Wiedergabe eines Abschnittes aus Freuds „Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“ an. Es folgen dann zwei Zuschriften von Prof. Wagner-Jauregg und Prof. Karl Bühler. Prof. Wagner-Jauregg verteidigt die Schulpsychiatrie gegen den Vorwurf, sie habe die Psychoanalyse verkannt. Der Kern der Freudschen Errungenschaften sei anerkannt worden. „Der Kampf ging nur um den Umfang, in dem sie Geltung beanspruchten. Solch eine ‚allergetreueste‘ Opposition ist nicht von Schaden.“ Prof. Bühler zieht eine Parallele zwischen Schopenhauer und Freud. In einem Punkte seien die beiden Denker sehr verschieden. „Muten uns die späten Schriften des Einsiedlers in Frankfurt an, wie das Produkt eines Ausruhenden, einer gesättigten Muse, so wächst im Gegenteil die innere Spannung, das Ringen mit neuen Problemen im Schaffen Freuds. Wer weiß, welch neue Überraschungen die nächste Schrift des nun 75jährigen den ihm Ferner- und den ihm Nahestehenden bringen wird? Es ist eine volle Bewunderung vor der rücksichtslosen Selbstkritik und dem ungebrochenen Fortschrittswillen im Werke Freuds in dem Glückwunsch enthalten, den ich ihm heute als einer seiner Kritiker darbringe.“

Des Ferneren veröffentlichte die „Wiener Allgemeine Zeitung“ einen Aufsatz von Dr. Hitschmann, „Was ist Psychoanalyse?“, und einen von Dr. Friedjung, „Freud und das Kind“, ferner einen Artikel über Freud und die Gesellschaft der Ärzte, Reproduktionen von Freud-Bildnissen und Freud-Karikaturen und eine Abbildung der 11-bändigen Freud-Gesamtausgabe.

In der „Arbeiter-Zeitung“ (6. Mai) spricht Paul Szende die Befürchtung aus, daß einzelne „Elemente in dem neuen Entwicklungsabschnitt der Freudschen Theorie“ (besonders „Das Unbehagen in der Kultur“) der Reaktion es eines Tages ermöglichen werden, die Psychoanalyse ihren Zwecken nutzbar zu machen. Es stecke auch hinter den Grundbegriffen Freuds „das metaphysische Teufelchen“. Die Triebzweiteilung Freuds entspringe zwar der Erfahrung, entwickle sich aber letzten Endes zu einem Werturteil, denn Eros werde als gutes und Destruktion als schädliches Prinzip betrachtet. „Das Schlagwort über die Wertlosigkeit der Kulturentwicklung und über die Nutzlosigkeit sozialer Reformen wird am häufigsten von der Kirche und von den gegenrevolutionären Richtungen benützt. Es ist daher höchstwahrscheinlich, daß sie sich einmal der psychoanalytischen Metaphysik bemächtigen werden. Die Kirche bekämpfte bisher die Psychoanalyse, weil diese die herrschende Rolle der sexuellen Triebe als naturwissenschaftliche Tatsache gelten ließ. Wird aber das Sexualleben nicht mehr als erfahrungsmäßige Naturerscheinung, sondern als ein Kampf zwischen dunklen und mystischen Mächten, zwischen dem moralischen Ich und dem unmoralischen Es, zwischen Eros und Destruktionstrieb angesehen, dann

ist der Übergang zu der kirchlichen Lehre leichter zu bewerkstelligen. Die fleischlichen Gelüste sind Einflüsterungen des Teufels; die göttliche Gnade befähigt aber die Menschen, sie zu verdrängen oder zu vergeistigen, sublimieren. Moderne Beichtväter wenden seit langem uneingestanden psychoanalytische Methoden an; sie haben entdeckt, daß diese ihnen über die Seele der von unerfüllten sexuellen Regungen gepeinigten Frauen eine viel größere Macht verleihen als ihre bisherigen Methoden.“

Ein Artikel von W. F. J. im „Neuen Wiener Journal“ (6. Mai) geht vom Motto der „Traumdeutung“ aus. Das „Acheronta movebo“ gilt auch für den Widerhall, den Freud hervorgerufen hat. Der Widerstand gegen die Psychoanalyse biete selbst ein typisches Beispiel der Äußerungen der seelischen Unterwelt.

Alfred Winterstein in der „Neuen Freien Presse“ (6. Mai): „Etwas von der Luft um den Türmer Lynkeus aus Faust II lebt in der geistigen Atmosphäre der beiden letzten Werke, der Blick bohrt sich nicht mehr so tief und ausschließlich in die Schächte und Schichten der gestörten Einzelzelle, sondern schweift aus Turmeshöhe, betrachtend und verknüpfend, in die Ferne der Vergangenheit und der Zukunft. Freilich ist es kein Preis- und Freudenlied, das dieser Türmer anstimmt . . .“

In einer besonderen Glosse beschäftigt sich die „Neue Freie Presse“ mit Freud als Wiener. „Sigmund Freud, der heute seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feiert, ist ein Wahlwiener. So wenig wienerische Züge seiner starken Persönlichkeit auch anhaften mögen. Kein Mann der Konzessionen und Kompromisse. Keiner, der einem faulen Frieden zuliebe mit sich und seinen Überzeugungen handeln ließe. Er hat es auch zeitlebens nicht über sich gebracht, den ‚Gemütlichen‘ zu spielen, der Neugier der großen Menge, sei es um den kleinsten Schritt, entgegenzukommen. Und doch ist es diesem Kenner der Höhen und der Tiefen der menschlichen Seele gewiß kein Geheimnis geblieben, daß der Mensch im allgemeinen, der Wiener im besonderen, von den Helden, denen er Verehrung entgegenbringen soll, auf alle Fälle verlangt, daß sie sich ihm gelegentlich im Schlafrock und in Pantoffeln zeigen mögen. Dafür freilich ist Sigmund Freud niemals zu haben gewesen. Es ist gewiß mehr als ein bloßer Zufall, daß nie und nimmer von ihm eine billige Anekdote erzählt oder irgend ein harmloses Scherzwort zitiert wurde. Er selbst hat gelegentlich sein Verhältnis zu Wien und den Wienern mit der ihm eigenen Unbefangenheit, die sich über alle Konsequenzen hinwegsetzt, gekennzeichnet und bei dieser Gelegenheit den Wallenstein zitiert. Er hat sich ebenfalls nicht wenig darauf zugute getan, daß er die Wiener um manchen Spektakel betrogen hat. Darum mischte und mischt sich in die Bewunderung, die man diesem Propheten im Vaterland entgegenbrachte, zu allen Zeiten eine leise Scheu.“

„Der Tag“ (6. Mai) veröffentlicht einen Aufsatz von Dr. J., der besonders Freuds Bedeutung in der Medizin erörtert, und druckt ein Bruch-

stück aus dem in dieser Zeitschrift erschienenen Essay von Fritz Wittels über „Goethe und Freud“ ab. In einer Glosse am 8. Mai schreibt ferner dieselbe Zeitung: „Nur eine Gratulation hat man wieder vermißt: die des offiziellen Österreich. Das Unterrichtsministerium, seit Jahr und Tag einer reaktionären Partei als Domäne ihrer unbeschränkten Machtentfaltung zugewiesen, hat noch immer nicht eingesehen, daß es den Ruf unseres Landes schädigt, indem es sich blind und taub stellt, wo es seine Aufgabe wäre, das Ansehen der Republik würdig zu wahren. Die Bedeutung des Forschers und Arztes Sigmund Freud könnte natürlich weder durch einen Orden noch durch ein Handschreiben erhöht werden, aber es bleibt eine Schande für die zuständige Stelle und für das ganze Land, daß ein großer Österreicher in der ganzen Welt anerkannt, verehrt und gepriesen wird, nur nicht in Österreich. Die Cliques, die, aus lauter Mittelmäßigkeiten, aus Gschäftlhubern und Adabeis zusammengesetzt, sich Tag für Tag wichtig machen, können es nicht ertragen, daß ein Mann, der nur deshalb Großes schaffen konnte, weil er nicht einer der Ihren ist, weltberühmt wurde . . . Der Name Sigmund Freud wird genannt werden, wenn die paar Dutzendpolitiker, die jetzt mit großem Aplomb lächerliche Jubiläen feiern, längst vergessen sind, ja, man wird die Bücher des außerordentlichen Professors Sigmund Freud hoch in Ehren halten, wenn von manchem ordentlichen Professor nicht mehr die Rede ist. Sigmund Freud, der Vater der Psychoanalyse, kann sich leicht über die Takt- und Geschmacklosigkeit der österreichischen Behörden hinwegtrösten. Er ist wahrhaftig nicht darauf angewiesen, von irgend einem Funktionär angestrudelt zu werden, aber die Republik ist darauf angewiesen, die großen Österreicher für sich zu reklamieren. Diese patriotische Pflicht ist im Fall Freud gröblich vernachlässigt worden.“

„Die Stunde“ (7. Mai) erörtert den Wert des Phänomens Freud für Österreich: „Das bloße Vorhandensein eines so einmaligen Menschen wie Freud wirkt beinahe wie ein Gesundheitsattest eines Landes, das ihn mit Ehrerbietung seinen Sohn nennen darf. Eine geistige Landschaft, die einen Freud hervorgebracht hat, kann nicht dem Untergang geweiht sein. In dem tollen Ziffernkankan, der ununterbrochen an uns vorüberwirbelt, fehlen meist die entscheidenden Aktivposten, die Persönlichkeiten, deren Art nur in einem bestimmten Kulturklima reifen kann. Man wende gegen diese Feststellung nicht die Gleichgültigkeit ein, mit der die offizielle Gelehrtenwelt Freud begegnet. Der geniale Mensch, der neue Durchbrüche durch das Gewesene bohren will, ist überall von den Türhütern der Tradition befehdet worden, nicht nur in Wien. Börne sagte einmal sehr treffend, daß sich jedes Volk nur durch Undank gegen den übergroßen Einfluß seiner Gehirnriesen wehren kann. Freuds Schönstes und Bitterstes ist die Unerbittlichkeit seines Denkens, das auch im Greisenalter nichts von seinem ursprünglichen spezifischen Gewicht verlor . . . Entblößten Hauptes stehen wir vor einem Großen unseres Landes, vor einem Genie, für das

das Goethesche Wort gilt: nach außen grenzenlos, nach innen begrenzt. Neue Hoffnungen empfinden wir auch für unsere Heimat, die nicht zukunftslos sein kann, solange sie unsterbliche menschliche Werte hervorbringt. Gegen zu wenig Kohle haben wir einen wichtigen Trumpf: Professor Freud . . .“

„Neues Wiener Tagblatt“ (6. Mai): „Wie sehr die Psychoanalyse gelehrt hat, den Menschen neu zu sehen, wird am deutlichsten in der schönen Literatur: Thomas Mann, Schnitzler, Hofmannsthal, Leonhard Frank, Alfred Döblin, Arnold und Stefan Zweig, Werfel und zahlreiche andre haben ihre Kunst der Psychologie wesentlich bei Freud geschult . . . Wunderbar heroisch mutet seine Lebensgeschichte an, sein Mut, Illusionen auf den Grund zu gehen, Erkenntnisse zu verkünden, auch wenn sie den Menschen unangenehm sind, und sich tausendfach Feindschaft zuzuziehen und alle Einsamkeit auf sich zu nehmen“.

Die in Wien erscheinende anarchistische Wochenschrift „Erkenntnis und Befreiung“ („Organ des herrschaftslosen Sozialismus“) reklamiert Freud für sich: Obschon Freud sich dem Problem der Erringung voller Freiheit nur andeutungsweise näherte — „dafür aber sei ihm zu seinem 75. Geburtstag auch von uns Anarchisten gedankt und er entsprechend geehrt: er hat, indem er das durch Autorität, Gewalt und Knechtschaft bisher gezeitigte Leid und Unglück analysierte, indirekt der Lebenslehre des Anarchismus wertvolle Beiträge und Begründungen zu dessen Verneinung aller Machtinstitutionen geliefert. Dafür danken wir dem Anarchisten Freud . . .“

Die österreichische Presse außerhalb Wiens hat auch diesmal von dieser „Wiener Angelegenheit“ kaum Notiz genommen. Einzig das sozialdemokratische „Linzer Tagblatt“ hat sich in zwei Artikeln (8. und 17. Mai) eingehend mit Freud und seiner Lehre beschäftigt.

*

Auf Einladung der „Ravag“ hielt im Wiener Rundfunk Dr. Paul Federn einen Vortrag über die Bedeutung Freuds. Der Vortrag ist im Juliheft der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ abgedruckt worden.

In Leipzig hielt die dortige Psychoanalytikerin Dr. Therese Benedek für den Mitteldeutschen Rundfunk eine Ansprache am 6. Mai. Anschließend an ihren Vortrag wurden einige Absätze aus dem „Unbehagen in der Kultur“ vorgelesen.

In Berlin sprach Prof. J. H. Schultz im Rundfunk über Freud.

*

In Berlin hat vor allem die „Vossische Zeitung“ in würdiger Form des 75. Geburtstages Freuds gedacht. Unter der Überschrift „Ritter zwischen Tod und Teufel“ veröffentlichte sie einen Brief von Thomas

Mann an die „Vossische Zeitung“. „Die aufrichtigste Bewunderung für den großen Forscher im Menschlichen und sein Wahrheitsrittertum“ — schreibt der Dichter unter anderem — „gehört längst zu meinem inneren Bestande . . . Er hat Illusionen zerstört, die Menschheit mit Erkenntnissen skandalisiert, deren radikaler Naturalismus ihre ‚Würde‘ zu bedrohen schien, und Widerstände hervorgerufen, deren Gründe ihm offen lagen . . . Freuds Werk, dies persönlichkeitsgeborene und weltverändernde Werk eines tiefen Vorstoßes ins Menschliche von der Seite der Krankheit her, ist heute schon eingegangen ins Leben und in unser aller Bewußtsein.“ (Der Beitrag von Thomas Mann wird zur Gänze abgedruckt im „Almanach der Psychoanalyse 1932“, der im Herbst erscheinen wird.)

Die „Vossische Zeitung“ veröffentlichte ferner ein Essay von Karl Scheffler über den „Analytiker der Kunst“ (besonders über Freuds „Studien an Werken der Dichtung und der Kunst“) und einen längeren Aufsatz von Siegfried Bernfeld über „Psychoanalyse und Erziehung“. (Es spricht nicht gegen die Psychoanalyse, wenn das Urteil der Pädagogen über sie so widerspruchsvoll ist. Daran trägt Schuld die Pädagogik selbst, die auf einer wertfreien Wissenschaft Psychologie nur gelegentlich und nur zum Teil aufbauen kann. Die Psychoanalyse darf auf ihren wissenschaftlichen Grundcharakter nicht verzichten und muß sich daher mit geringerer Anwendbarkeit in der Pädagogik bescheiden, welche immer eng verwoben bleibt mit Wertungen und Zielen, eingeengt in einen gesellschaftlichen Rahmen, den sie von sich kaum kritisieren, gewiß nicht ändern kann . . . Wenn die gesellschaftlichen Umstände so kompliziert und widrig wurden, daß die Menschen nicht mehr so leicht in sie eingefügt werden können, wie einst die Südseeinsulaner in ihre Gesellschaft, wenn Schule, Haus, Erziehung, Unterricht nicht mehr ausreichen — dann ergänzt sich der Beeinflussungsapparat der Gesellschaft — die Erziehung — durch ein neues Instrument, die Psychoanalyse, die nur ihrem Ursprung nach ein Zweig der Medizin, ihrem Wesen und ihrer Funktion nach aber ein Teil der heutigen Erziehung ist.)

„Berliner Tageblatt“ (6. Mai): „In der Tat ist Freud hinausgewachsen aus seinem Spezialgebiet, der Medizin.“

„Berliner Börsen-Courier“ (5. Mai): „Für die seelenkundliche Wissenschaft ist das Bleibende an den Errungenschaften Freuds nichts Fremdes und Isoliertes mehr.“

„Berliner Börsen-Zeitung“ (5. Mai): „Freuds Lehre ist auch heute noch eine These, die morgen durch eine Antithese widerlegt werden kann. Immerhin ist der Mut, mit dem Freud das Paradoxe ausgesprochen hat, die Sorgfalt, mit der er sein vielfältiges Netz von Zusammenhängen schuf, die Tatkraft, mit der er aus dem Nichts eine Armee neuer Gedanken vom Leben der menschlichen Seele stampte, hoch anzuerkennen. Über den letzten Wert seiner Schöpfung, über das endgültige Schicksal seiner Lehre wird die Zukunft richten. Oder es wird vielleicht niemals gelingen,

die von Freud so ersuchte Aufklärung zu erlangen, und von dem Ursinn der Ödipusgeschichte wird nur das Antlitz der Sphinx übrig bleiben: das Geheimnis.“ (Hanns Herrland.)

„Berlin am Morgen“ (5. Mai): „Die Psychoanalyse hat sich durchgesetzt. Aber die Psychoanalyse ist nur eine halbe Wahrheit. Ihre Trieblehre ist die Nutzenwendung des Materialismus in der Psychologie. Aber da der Mensch nicht im luftleeren Raum lebt, sondern auf einer bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung, so ist jede Erklärung falsch, die nicht auch diese Abhängigkeit des Menschen von der Gesellschaft berücksichtigt. Die materialistische Psychologie ist nichts ohne materialistische Soziologie. Und hier versagt Freud vollkommen. Seine letzten Bücher, in denen er über die Kulturprobleme der Gegenwart spricht, zeigen seine Befangenheit in den gesellschaftlichen Vorurteilen der herrschenden Klasse . . . Dabei gibt es für die Psychoanalyse — so paradox dies auch klingen mag — keine andere Zukunft als den Sozialismus. Denn in der bürgerlichen Gesellschaft können die Bedingungen der Erziehung gar nicht erfüllt werden, die notwendig wären, um das Entstehen von neurotischen Erkrankungen zu verhindern.“

„Deutsche Allgemeine Zeitung“ (6. Mai): „Er ist schon beinahe eine historische Figur. Unter den hervorragenden Ärzten seiner Epoche wahrscheinlich der einzige, den Ewigkeitsluft umwittert . . . Unbeirrt bleiben die tiefen Blicke und die finster-wehmütigen Weisheiten des seit langem leidenden alten Mannes, der den Anlaß zu all dem gegeben hat. Freud war ein Mann der Notwendigkeit, der schuf, was er mußte und wozu es Zeit war. Es umweht ihn theokratische Luft, im Mittelalter wäre er Reformator oder Großinquisitor geworden. Heutzutage muß er Theokrat ohne Gott werden.“ (Dr. Richard Wolf.)

„Der Reichsbote“ (13. Mai): „Freud, der alle seelischen Untergründe aus dem Erbgeschlechtlichen, Triebneigung, Drang nach Lustgewinn und verdrängten Gefühlskomplexen herausdeutet, ist nicht die Persönlichkeit, deren Wirken man in christlichen Kreisen mit ehrlicher Freude würdigen kann.“

„Vorwärts“ (6. Mai): „In diesem Semester, spät genug, finden an der Berliner Universität zum ersten Male Vorlesungen über Psychoanalyse statt. Aber auch die sozialistischen Bildungsstätten sollten nicht länger zurückstehen. Ihnen erwächst hier eine lohnende Aufgabe. In Kursen und Vortragsreihen muß die Arbeiterschaft mit dieser lebensnahen Wissenschaft vertraut gemacht werden, die sich als wirksame Waffe im Lebenskampf und in der politischen Arena erweisen kann.“ (Dr. Willy Blumenthal.)

In der Weltbühne schreibt Kurt Tucholsky anlässlich des 75. Geburtstages Freuds über die elfbändige Gesamtausgabe seiner Schriften: „Elf Bände, die die Welt erschütterten“. (Wir drucken den kleinen Aufsatz von Tucholsky im „Almanach der Psychoanalyse 1932“, der im Herbst erscheint, ab.)

In den „Monistischen Monatsheften“ feiert Ulrich Vollrath Freud als einen „Frei“-denker im wahrsten Sinne des Wortes. „Freud gehört der Welt an, aber er ist im Verstande und im Herzen einer der Unseren, und er hat sich nicht, wie andere in der Vorsicht des Alters, gescheut, offen für seine freidenkerische Überzeugung einzutreten.“

In der sozialistischen Zeitschrift „Kulturwille“ (Leipzig), schreibt Richard Lehmann: „Freuds Forderung, die ‚Erziehung zur Realität‘ ohne das ‚bittersüße Gift der Religion‘, ist auch die unsere; und der Altmeister, der immer auf der Seite jener zu finden war, die für Verständigung und Befriedung der Welt eintreten, und der es für durchaus in der Ordnung findet, daß bisher alle Kulturen an ihrem Herrschaftsgefüge (wenige Nutznießer, unzählige Ausgebeutete) zugrunde gehen — dieser Freud ist einer der unseren. Auch in den Reihen der sozialistischen Theoretiker wächst die Einsichtnahme und Verwertung der Ergebnisse psychoanalytischer Forschung, trotz gelegentlicher Widerstände, die sich noch hie und da, zum Beispiel beim alten Kautsky, finden. Die Psychologie und Erziehungswissenschaft der Zukunft wird ihre wesentlichen Grundlagen bei Freud finden.“

Die Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ veröffentlichte am 2. Mai auf ihrem Umschlag eine Reproduktion der Schmutzerschen Freudradierung und einen Leitaufsatz von Heinrich Meng. Er schließt mit den Worten: „Wenn das Werk eines Menschen so stark die Aufmerksamkeit der Wissenschaft und des Volkes auf sich zieht, wie das Werk Freuds, so ist das nur möglich, wenn hier ein Anstoß gegeben ist, Verhältnisse von grundlegender Bedeutung zu klären. Freud war zuerst interessiert daran, das krankhafte Seelenleben zu erforschen, entdeckt aber mit naturwissenschaftlichen Methoden und intuitiver Einfühlung eine neue Psychologie des kranken und gesunden Menschen. Er überschreitet die Grenzen, die ihm als Arzt gesetzt schienen, er schließt von den seelischen Leistungen menschlicher Gemeinschaften auf die der Völker. Er taucht tief in das Meer des Unbewußten, in dem alle Menschen mütterlich verwurzelt sind. Er zeigt die Erdgebundenheit aller Sehnsucht nach Vervollkommenheit, Schönheit und Licht und gleichzeitig die Quelle schöpferischer Kraft im Halbdunkel, Dunkel und in der Nacht, in Wildheit und Tierheit.“

Der Dortmunder „Generalanzeiger“ bringt am 3. Mai eine Reihe von Beiträgen über Freud, die mit folgender Gesamtüberschrift versehen sind: „Zum Geburtstage eines Mannes, dessen Lehren unseren Lebensstil beeinflusst und gewandelt haben, wie die Arbeiten keines anderen Menschen der Gegenwart“. Unter anderem veröffentlicht der „Generalanzeiger“ eine „Nachdenkliche Gratulation“ von Theodor Reik. („Es entspricht sicherlich mehr der Tradition, einem Geburtstagkinde zu versichern, daß man ihm Zufriedenheit, Glück und Erfolg wünscht. Wir aber, die wir nicht mehr an die Allmacht der Gedanken glauben, ziehen es vor, heute zu sagen, daß das Leben Freuds, welches die Mitte des achten Jahrzehnts er-

reicht hat, ein Segen war, sein Wirken für so viele Bewältigung und Beschwichtigung von Leid, für andere das Glück ungeahnter Klarheit bedeutete. In diesem Sinne wollen wir, statt die üblichen Glückwünsche herzu-
leiern, mit analytischer Aufrichtigkeit sagen: wir gratulieren uns herzlich zu
Freuds 75. Geburtstag.“)

Unter der Überschrift „Freud in allen Gassen“ erteilt das Dort-
munder Blatt ferner einem Kriminalisten, einem Graphologen, einem Film-
regisseur und einem Astrologen das Wort. Prof. Dr. Müller-Hess, Di-
rektor des Instituts für gerichtliche Medizin in Berlin führt aus, man könne
nicht verkennen, daß trotz der Kritik, die an Freuds Werk geübt wird,
seine Gedankengänge, Begriffe und Deutungen im Gerichtssal bereits Ein-
gang gefunden haben. Robert Saudek (London) betont die Fruchtbarkeit
der Psychoanalyse für die Graphologie.

Walter Ruttmann schreibt u. a.: „Man darf ohne Übertreibung
sagen: Freud ist der Vater der filmischen Überblendung,
durch Freud wird die Überblendung erst gerechtfertigt. Das Eindringen sei-
ner psychologischen Erlebnislehre in den Film beweist weniger die Produk-
tion bewußt ‚nach Freud‘ gedrehter surrealistischer Streifen (wie z. B. des
französischen *chien andalous*, in dem sich eine menschliche Achselhöhle in einen
Haufen wimmelnder Ameisen verwandelt), sondern nebensächliche stilistische
Kleinigkeiten, die völlig organisch wirken und in nahezu jedem, auch dem
künstlerisch wertlosesten Film zu finden sind. Ohne sie würde ein moderner
Film simpel, würzellos, geistleer wirken. In der ‚Melodie der Welt‘ ist fast
jede Reportage mit der nächsten durch irgend eine optische oder akustische
Assoziations-Überblendung verbunden . . . Ich sprach mit dem in Paris leben-
den irischen Schriftsteller James Joyce, dessen merkwürdiges und er-
schütterndes Buch ‚Ulysses‘ großes Aufsehen erregt hat. Es schildert den
Alltag eines einfachen Bürgers, aber mit allen subtilen Regungen des Unter-
bewußtseins — ein Buch, das ohne Berührung mit Freuds Gedankenwelt
niemals konzipiert worden wäre. Wir unterhielten uns über die filmische
Realisation eines solchen Stiles, die mir sehr am Herzen liegt. Denn ich
glaube, daß der Tonfilm nur Daseinsberechtigung hat, wenn das Bild die
äußere Erscheinung, der Ton aber das ‚Unterbewußte‘ ausdrückt; nur dann
kann plastische Wirkung entstehen, wenn Ton und Bild nicht das gleiche
Motiv darstellen, sondern einen Vorgang kontrapunktlich von zwei Seiten
her anpacken, der physischen und der psychischen. Diese Möglichkeit hat der
Film Freud zu verdanken; es wäre unverantwortlich, wollte man
sie ungenutzt lassen.“

Der Nervenarzt und Astrologe Dr. Heimsoth meint, daß Psychoana-
lyse und Astrologie sich ergänzen können, „ohne daß jemals die Psychoana-
lyse oder die Astrologie sich gegenseitig ausschalten, ersetzen oder gar über-
flüssig machen werden.“

Von den Beiträgen des Dortmunder „Generalanzeiger“ sei noch einer er-

wähnt. Die Schriftleitung hat, wie sie mitteilt, Prof. Freud um einen persönlichen Beitrag gebeten. Sie erhielt darauf eine handschriftliche Karte Freuds folgenden Inhaltes:

Geehrte Schriftleitung.

Ich bin kein Dichter und bin nicht versucht, die Öffentlichkeit für meine Privata zu interessieren.

Hochachtend

Freud

Die Zeitung gibt nun diese Karte im Faksimile wieder und veröffentlicht dazu ein ausführliches graphologisches Gutachten über die Handschrift. Für das Gutachten zeichnet „Dr. Herbert Frenzel“, doch die Schriftleitung fügt hinzu, daß sich hinter dem Pseudonym „ein Philosoph verbirgt, der Wert darauf legt, daß von seinen charakterologischen Arbeiten in Verbindung mit seinem eigentlichen Namen vorerst nicht gesprochen werde.“ Aus dieser Schriftanalyse zitieren wir einige Stellen: „Eine Verbindung von Geradheit und Kultiviertheit, die man nicht oft antrifft. Vornehmheit der Gesinnung spricht aus den im einzelnen klaren Typen aller Buchstaben und aus den herben Anfangsschwüngen der Groß- und Langbuchstaben, deren Hochgerectheit zudem nicht wenig Stolz verrät . . . Innere Reserve . . . Besondere Nähe zur Triebphäre . . . Eine seelisch-geistige Feinspürigkeit, wie sie nur aus der fast abstandslosen Nähe zum Gegenstand oder einem sich immer wieder wiederholenden Hineintauchen in wirre, unbekannte, dunkle Tiefen sich ergibt . . . Überall geht Freud auf das Einzelne, auch seine Gedankengänge beruhen auf psychologischer Einzelkombination . . . Kritisch aggressive Tendenzen. Die ersteren wirken sich aus in der Form einer schonungslosen Selbstanalyse und sind Zeugnis einer disharmonischen, überall wund sich fühlenden, unausgeglichenen Natur. Seine Analysen sind also keine interessanten Liebhabereien, sondern entspringen einer inneren Tapferkeit, die gerade angesichts der zugrundeliegenden fast animalischen Weichheit bemerkenswert ist . . . Empfindlichkeit und Schärfe in persönlichen Dingen.“

Diese Analyse der Freudschen Persönlichkeit und die obengenannte „Nachdenkliche Gratulation“ von Reik sind auch in der „Königsberger Hartung'schen Zeitung“ (6. Mai) abgedruckt.

Im „Westfälischen Volksblatt“, Paderborn, im „Münsterischen Anzeiger“ und in anderen katholischen Tageszeitungen versucht Dr. C. A. Roos, Halle a. S., die Psychoanalyse in eine Heilmethode und eine Weltanschauung zu zerlegen. Letztere wird abgelehnt, da die weltanschaulichen Grundlehren der Psychoanalyse sachlich in der längst widerlegten Lehre Schopenhauers vom allmächtigen aber blinden Weltwillen wurzeln.“

Weser-Zeitung (Bremen): „Tatsächlich ist die heutige Kunst, Literatur, Publizistik, Völkerbund, Pädagogik und unsere Sexualmoral ganz ohne Psychoanalyse kaum zu denken und auch die katholische Kirche beginnt

durch einzelne geschulte Geistliche die Methoden der Psychoanalyse in ihr Gebäude einzufügen.“ (Dr. Viktor Fendrich.)

In den „Dresdener Neuesten Nachrichten“ (5. Mai) und im „Darmstädter Tagblatt“ (5. Mai) würdigt Dr. Georg Kaufmann „den Begründer der Psychoanalyse“.

Ein Aufsatz von Prof. Dr. C. Fries (Berlin) im „Aachener Anzeiger“ (6. Mai) schließt: „Er hat unendlichen Segen gestiftet und zahllose Seelenleiden geheilt.“

In der „Leipziger Volkszeitung“ (6. Mai) und in der Breslauer „Volkswacht“ (8. Mai) schreibt Richard Lehmann mit Hinweis auf Freuds zwei jüngste kulturpsychologische Schriften: „Wer bis dahin noch versuchen konnte, die Methoden und Befunde psychoanalytischer Forschungsarbeit im Dienst kleinbürgerlicher Ideologien zu verniedlichen und so zur Aufrechterhaltung des Burgfriedens zwischen den Klassen zu mißbrauchen, dem hatte hier der Altmeister selbst die Waffen aus der Hand geschlagen ... Statt im Alter versöhnlicher, kompromißlicher zu werden, wird Freud womöglich noch schärfer, klarer, härter.“

Als ein „Mittstreiter Nietzsches“ wird Freud im „Hamburger Fremdenblatt“ von Georg Meyer charakterisiert: „Das Lebenswerk Sigmund Freuds, des wohl genialsten Psychologen, dessen unsere Zeit sich rühmen kann, strahlt wenig wärmende Sonne aus. Und man erinnert sich bei einer sichtenden, ordnenden Überschau jenes merkwürdigen Hegel-Wortes: von der Eule der Minerva, die erst in der Dämmerung ihren Flug beginnt — eine Gestalt des Lebens, so heißt es da, ist abgestorben, und mit Philosophie kann man sie nicht verjüngen, sondern nur erkennen. Das heißt, auf Freuds Leistung bezogen: man mißverstehet ihn gründlich, wenn man aus ihm einen Propheten macht. Sein Werk spiegelt die sich zersetzende abklingende Epoche in einer Schärfe und Überbelichtung, wie das Werk kaum eines zweiten Mannes, wenigstens aus dem engeren Kreise der Gelehrten. Denn — und das ist das Großartige an Freud —: er verschmäht es, sich den Träumen hinzugeben und aus einer Stimmung heraus etwas auszusprechen, was seinem unbestechlich kritischen Verstand gegenüber sich nicht als gesicherte, unerschütterliche Tatsache auszuweisen vermag. Dieser auch sich selbst gegenüber unheimlich mißtrauische Seelendetektiv liegt jeden Moment auf der Lauer, um Hoffnungen und Sehnsüchte, die sich den Mantel der Echtheit oder Wissenschaftlichkeit umgehängt haben, ohne Erbarmen als trügerischen Schein zu entlarven — darin Nietzsche zu vergleichen, dessen (scheinbaren) Nihilismus er weitertreibt und mit den Mitteln exakter Methoden radikal zu Ende führt.“

Das „Prager Tagblatt“ druckte am 6. Mai einen Teil des Essays ab, den Alfred Döblin anlässlich des 70. Geburtstages Freuds geschrieben hatte (siehe „Almanach der Psychoanalyse 1927“).

In Olmütz (Mähren) veranstaltete die „Gesellschaft für zeitgenössische

Kultur“ eine Freud-Feier im Deutschen Kasino. Die Festrede hielt Ober-sanitätsrat Dr. A. Kofranyi. (Ausführliche Berichte darüber in der „Deutschen Zeitung“, Olmütz und im „Mährischen Tagblatt“).

Im mährischen Städtchen Freiberg wurde beschlossen, Freuds Geburtshaus mit einer Gedenktafel zu versehen. Ein Bildhauer wurde mit der Modellierung einer Porträtplakette betraut.

*

Von Äußerungen in der jüdischen Presse seien erwähnt: „Jüdisch-Liberale Zeitung“, Berlin, 13. Mai (Das Judentum dürfe auf diesen Mann stolz sein . . . er habe aber viel Irrtümer und Übertreibungen im Gefolge . . . habe über Religion leicht widerlegliche Ansichten entwickelt). — „Der jüdische Arbeiter“, Wien, 18. Mai („ein ihm geistesverwandter großer Jude der Gegenwart, Karl Kraus“ . . . mißverstehe leider Freud . . . „für die Fruchtbarkeit des Freudschen Erklärungsprinzips ist das Werk Karl Kraus' selbst ein großartiger Beweis“). — „Ilustratiunea Evreasca“, Bukarest, 5. Juni (ein größerer Artikel von Doz. Dr. Radovici).

*

Im „Tidevarvet“ (Stockholm, 2. Mai) und in „Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning“ (5. Mai) würdigt Alfhild Tamm Freuds Bedeutung in größeren Aufsätzen.

Von den norwegischen Pressestimmen führen wir ein Feuilleton von Sigurd Hoel in „Arbeiderbladet“ (Oslo, 6. Mai) an.

Aus Holland liegt uns ein eingehender Aufsatz von H. G. Cannegieter im „Haarlemsche Courant“ (2. Mai) vor.

Aus der Schweiz führen wir an einen Geburtstagartikel von Philipp Sarasin in den „Basler Nachrichten“ (5. Mai) und zwei Artikel von Hans Zulliger in den Berner Zeitungen „Bund“ und „Tagwacht“ (beide am 6. Mai).

In „L'Europe Nouvelle“ (16. Mai) erörtert Marie Bonaparte die Bedeutung Freuds und seines Werkes für die Menschheit.

*

In New York fand anlässlich des 75. Geburtstages Freuds ein Bankett im Ritz-Carlton-Hotel statt, über das wir nach New Yorker Zeitungen berichten. Zweihundert Personen nahmen am Dinner unter dem Vorsitze von Dr. W. A. White, Direktor der Staatsirrenanstalt in Washington und Professor an der Georgetown-Universität, teil. White verglich Freud in seiner Festrede mit Kopernikus, Newton und Pasteur. Es sei ein Glück, daß wir nicht im Mittelalter leben. Sonst hätte man Freud verbrannt. So mußte man

gegen ihn mit anderen Mitteln kämpfen, die ihn nicht verhindern können, seine Entdeckungen zu Ende zu führen. Dr. Alvin Johnson, der Leiter der „New School for Social Research“, hebt hervor, daß die Menschheit es Freud verdankt, daß sie sich erkennen und verstehen und danach richten kann. Clarence Darrow schildert in seiner Ansprache Freuds Bedeutung für die Strafjustiz, Rechtsanwalt Jerome Frank die für das Rechtsleben im Allgemeinen. Dr. A. A. Brill spricht über Freuds Bedeutung für die Psychiatrie (wobei er Freud mit Spinoza vergleicht). Mrs. Jessica Cosgrave, die Leiterin der Finch and Lennox Schulen, über die für die Erziehung. Weitere Ansprachen hielten Dr. B. Glück, Dr. Smith Ely Jelliffe, Dr. Fritz Wittels, Prof. Miles, Dr. Frankwood Williams und Prof. Jastrow. Der Dichter Theodor Dreiser, der verhindert war, an der Feier teilzunehmen, sandte ein Zuschrift, die von Brill vorgelesen wurde. (In deutscher Übersetzung wird dieser Brief Dreisers im „Almanach der Psychoanalyse 1932“ abgedruckt werden.)

Die auf dem New Yorker Bankett gehaltenen Reden von W. A. White, A. A. Brill, Jerome Frank und die Zuschrift von Dreiser sind im Juliheft der von White und Jelliffe herausgegebenen „Psychoanalytic Review“ (Washington) veröffentlicht.

Die „Deutsche Medizinische Gesellschaft der Stadt New York“ hielt am 4. Mai anlässlich des Geburtstages Freuds eine Sitzung ab, in der Dr. Dorian Feigenbaum unter dem Titel „Die Psychoanalyse und der praktische Arzt“ einen mit viel Interesse und Beifall aufgenommenen Vortrag hielt.

Das nächste Heft der
„Psychoanalytischen Bewe-
gung“ (Heft 5) erscheint im
Oktober mit Beiträgen zur

Psychoanalyse der Politik

Eigentümer und Verleger :

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11

Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

R. BRUN (Zürich): Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre

In Leinen Mark 3.-

Experimentelle Beiträge zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonflikts

G. H. GRABER: Die schwarze Spinne

In Leinen Mark 4'60

Menscheitsentwicklung nach Jeremias Gotthelfs gleichnamiger Novelle, dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Frau

G. H. GRABER: Die Ambivalenz des Kindes

In Halbleinen Mark 5.-

Inhalt: Der Begriff der Ambivalenz bei Bleuler, bei Freud. Ambivalenzbildung. Der Urhaß. Bindungen ans Ich. Elternbindung. Der Geschlechtsunterschied. Das Lustverbot. Tierphobien. Träume. Das Über-Ich. Aufhebung der Ambivalenz und Regression

H. RORSCHACH (†): Zwei schweizerische Sektenstifter

In Leinen Mark 3'40

I) Johannes Binggeli — II) Anton Unternährer

PH. SARASIN (Basel): Goethes Mignon

In Leinen Mark 4.-

I) Der Meisterroman — II) Goethes Jugendgeschichte — III) Das Knabenmärchen. Die französischen Schauspieler. Zum frühen Tod der Geschwister — IV) Analytische Deutung der dramatischen Momente. Das Seiltänzermilieu. Cornelia. Vateridentifizierung — V) Analytische Deutung der lyrischen Momente. — VI) Zusammenfassung

H. ZULLIGER (Jttigen=Bern): Zur Psychologie der Trauer und Bestattungsgebräuche.

In Leinen Mark 3'30

Inhalt: I) Eine Schulkameradin ist gestorben — II) Über Speiseverbote — III) Begräbnisgebräuche

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I.

O. PFISTER: Religiosität und Hysterie. *In Leinen Mark 5'50*

Inhalt: Zur Psychologie des hysterischen Madonnenkultus — Hysterie und Mystik bei Margarete Ebner — Eine Hexe des 20. Jahrhunderts — Die Religionspsychologie am Scheidewege

O. PFISTER: Psychoanalyse und Weltanschauung

In Leinen Mark 7'—

Inhalt: Psychoanalyse und Positivismus; und Metaphysik (Freud, Ferenczi, Rank-Sachs, Silberer, Putnam, Jung); und Ethik (Freud, Putnam, Häberlin). Die Ausbildung einer sittlichen Persönlichkeit — Die Illusion einer Zukunft. Eine freundschaftliche Auseinandersetzung mit Professor Freud

O. PFISTER: Elternfehler. *Geheftet Mark 1'—*

Inhalt: Elternfehler bei der Erziehung des Individualcharakters; des Sozialcharakters; in der Wahl und Anwendung einzelner Erziehungsmaßregeln; in der Erziehung zur Sexualität und Liebe. Der Ursprung der Elternfehler

O. PFISTER: Schockdenken und Schockphantasien bei höchster Todesgefahr. *Geheftet Mark 1'—*

Die präanalytische Untersuchung — Kasuistik zum Schockdenken und Schockphantasieren — Die biologische Bedeutung — Der psychologische Vorgang — Die topische Betrachtung

E. HITSCHMANN: Gottfried Keller

Geheftet Mark 3'50

Inhalt: Die Bedeutung der Mutter. Das Zwichahn-Motiv. Die Judithgestalt. Gehemmte Liebeswahl und gehemmte Sexualität. Das Erbe des Vaters. Das Motiv der halben Familie. Das Heimkehrmotiv. Die Schwester Regula. Die überlegene Frau. Schaulust und weiblicher Akt. Der Landschaftler. Geträumte und verhüllte Entblößung

R. LAFORGUE: Jean-Jacques Rousseau

Geheftet Mark 1'—

Eine psychoanalytische Studie über Rousseaus Triebkonflikte, mit besonderer Berücksichtigung seines Exhibitionismus und seines Kastrationskomplexes

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I.

Sigm. Freud

GESAMMELTE SCHRIFTEN

Elf Bände in Lexikonformat

In Ganzleinen: Mark 220.- (schweiz. Frk. 275.-)

In Halbleder: Mark 280.- (schweiz. Frk. 350.-)

Hermann Hesse in der Neuen Rundschau :

„Eine große, schöne Gesamtausgabe, ein würdiges und verdienstvolles Werk wird da unter Dach gebracht“

Peter Panter in der Weltbühne:

„Elf Bände, die die Welt erschütterten“

Prof. Raymund Schmidt in den Annalen der Philosophie :

„Druck und Ausstattung sind geradezu aufregend schön“

Dr. Max Marcuse in der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“ :

„Nur mit tiefer Bewegung wird man sich klar, daß es hier galt, das Lebenswerk Freuds, das fortan nicht nur der Geschichte der Medizin, sondern schlechthin der Wissenschaftsgeschichte angehört, abzuschließen und in der endgültigen Fassung der Nachwelt zu vermachen“

Ausführliche Prospekte auf Verlangen durch :

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Sigm. Freud

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie

6. durchgesehene Auflage — Gebunden Mark 3.80

INHALT: I) Die sexuellen Abirrungen. Abweichungen in Bezug auf das Sexualobjekt. Die Inversion. Geschlechtsunreife und Tiere als Sexualobjekte. Abweichungen in Bezug auf das Sexualziel. Anatomische Überschreitungen. Fixierung von vorläufigen Sexualzielen. Perversionen. Der Sexualtrieb bei den Neurotikern. Partialtriebe und erogene Zonen. Erklärung des scheinbaren Überwiegens perverser Sexualität bei den Psychoneurosen. — II) Die infantile Sexualität. Die sexuelle Latenzperiode der Kindheit und ihre Durchbrechungen. Die masturbatorischen Sexualäußerungen. Die infantile Sexualforschung. Entwicklungsphasen der sexuellen Organisation. Quellen der infantilen Sexualität. — III) Die Umgestaltung der Pubertät. Das Primat der Genitalzonen und die Vorlust. Das Problem der Sexualerregung. Die Libidotheorie. Differenzierung von Mann und Weib. Die Objektfindung. — Zusammenfassung.

Wer die „Abhandlungen“ nicht kennt, kennt Freud nicht. (*Strohmeyer in der „Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie“*)

Die „Drei Abhandlungen“ tragen die Züge einer klassischen Darstellung an sich und werden auch von Gegnern der Psychoanalyse mit wissenschaftlichem Genuß und mit Hochachtung gelesen werden . . . Ungemein feines und sicheres Gefühl für die spezifisch seelischen Probleme auf dem Gebiete der Sexualität . . . saubere logische Arbeit . . . knappes vornehmes sprachliches Gewand. (*„Leipziger Lehrerzeitung“*)

Ich wüßte kein Werk anzuführen, das in solcher Kürze so geist- und gedankenreich die wichtigsten Sexualprobleme behandelt. Ganz neue Horizonte. (*Näcke in Groß' „Arch. für Kriminalanthropologie“*)

Es erübrigt sich fast, auf die grundsätzliche Wichtigkeit dieser Schrift hinzuweisen, die in gedrängter Form den Extrakt der sexualpsychologischen Lehre Freuds enthält. (*Schneider, Köln, in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie“*)

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I, In der Börse

	Seite
Philipp Sarasin: Die Psychoanalyse in der Schweiz	289
Arthur Kielholz: Tell und Parricida	292
Oskar Pfister: Aus der Analyse eines Buddhisten	307
H. Behn-Eschenburg: Ferdinand Hodlers Parallelismus	329
Hans Zulliger: Teufelsdreck, die Arznei	340
Ernst Blum: Zur Symbolik des Raben	359
DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE	
Sigmund Freuds 75. Geburtstag	368

Soeben erschien das Sonderheft

„MENSTRUATION“

der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“

(V. Jg., Heft 5–6) Mark 2.—

Aus dem Inhalt: Horney: Prämenstruelle Verstimmungen – Landauer:
Menstruationserlebnis des Knaben – Chadwick: Menstruationsangst –
Pipal: Wie es bei Hansi war – usw.

Ende September erscheint das Sonderheft:

„STRAFEN“

Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11